

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 36

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Michael Klaus Lesebuch

Zusammengestellt und
mit einem Nachwort
von
Walter Gödden



NYLANDS KLEINE WESTFÄLISCHE BIBLIOTHEK 36

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
in Zusammenarbeit mit dem Westfälischen
Literaturmuseum Haus Nottbeck und der
LWL-Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden

Band 36

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
[<http://dnb.ddb.de>] abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem
und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne
Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen
Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des
Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln, im Aisthesis Verlag
© 2012 Nyland-Stiftung, Köln
ISBN: 978-3-89528-945-3
Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster
Druck: docupoint, Barleben
Printed in Germany

Inhalt

Lyrik (1977-1984)	7
Unheimlich offen (1985)	15
Es sitzt tiefer	15
Das Schlößchen	19
Kleinanzeigen	24
Brüder zur Sonne zur Freizeit (1987)	25
Weltrekord	25
Gib dem Papa die Mamba!	25
Kleinanzeigen	32
Depressivie on Tour	33
Auf ein langes Leben! Von Verwandten und Bekanntem (1993)	35
Auf ein langes Leben!	35
Nach dem Rhetorikkurs	36
Vor dem Fischrestaurant	37
Dear Nick!	38
Lehrer	42
Meine Großmütter	44
Claudia	44
Über meinen Schwiegervater	46
Bettgeflüster	47
Brilon-Wald	48
Über das Verleihen von Büchern	50
Der Weihnachtsmann	51
Nordkurve (1982)	52
Und die Kerle lechzen (1986)	56
Jetzt ist Feierabend! (1989)	60
Schlaflose Nacht (1994)	64
Vom mönchischen Leben	64
Vater stirbt	65
Jetzt ist Josef ja tot	70
Träumen	77
Scherpe und Ziska (1996)	79

Der Sommer in Samuels Augen (1997)	87
Wie ich meine ersten drei Frauen verlor (1998)	96
Theater	96
Klopstock!	96
Hin- und Hergerissen zwischen Gelsenkirchen und Hollywood	101
Gelsenkirchen. Ein Tagebuch (2000)	104
Was geht hier bloß schief?	109
Der Autor bei der Arbeit	110
Nachts	111
Klaras Geschichte (2000)	112
Heimatkunde (2002)	116
Taco (2002)	118
Little Red Rooster (2004)	121
5 und Edith	121
Little Red Rooster	122
Dem unbekanntem WDR-Techniker	124
Im Lexikon	126
Nscho-Tschi, sanfte Schwester Winnetous!	128
Eiche brutal	129
... in die weite Welt hinein (2006)	133
Rechtschreibreform	133
Zum Grimmschen Wörterbuch	134
Totenvogel. Liebeslied (2006)	138
Tage auf dem Balkon (2008)	145
Nachwort	153
Textnachweise	175

Lyrik (1977-1984)

Selbstportrait mit billigem Bier

Eigentlich sollte der heutige Tag ein Mönchstag werden:
Weihrauch von bunten Tees
ein Gespräch mit meinen Zebrafinken
in der Hand den Bildband Maria im Weingarten auf
schrägfunierten Rosenholzfriesen
Aber wie jeden Mittwoch schau ich aus dem Fenster
Da haben sich die vier alten Marktfrauen von Gemüse
Strohschneider
ihre Perücken wieder wie Mützen zu tief in die
Stirn gezogen und
ich kaufe mir doch einen Korb billiges Bier
setze mich aufs Klo
trinke
kokettiere mit meiner Innerlichkeit und
dichte:
»Immer mehr Suffköpfe verkokeln mit ihrer letzten
Zigarette und
wenn sie dann unter Alufolie aus dem Haus getragen
werden rufen
die Nachbarn:
Lehrer Lämpel!«
Ich mische kalte Frikadellen mit einem Aldi-Western-
Bohnen-Topf als
sei mein Magen der von Gott Vater
Und danach rufe ich alle an die ich
kenne und die
müssen mir sagen daß sie mich lieben
Abends krieche ich in einen Traum aus
zwölf Vitaminen und den üblichen freundlichen
Grüßen

Paul W. Tibbets

Der
der im August 45
zehntausende Japaner
per Knopfdruck tötet

steigt im Oktober 76
wieder
in eine
B – 29 – Super – Fortress
und klinkt
für die 18000 Besucher
einer Luftfahrtschau
in Texas
eine Attrappe aus

ein US Army Sprengkommando
inszeniert den Pilz

er landet
steigt aus
und gibt Autogramme

Nachruf

Mit 42 Jahren
starb
Elvis Presley
gerade noch
marktgerecht

Marionetten

In unserem Freizeitpark
ist es uns gestattet
für einen bestimmten Betrag
zu einer bestimmten Zeit
auf einem bestimmten Gelände
bestimmte Geräte
nach bestimmten Anweisungen
zu benutzen
das macht uns Spaß
bestimmt

Schöne Worte

Arbeitergedichte
warum nicht
mal was anderes

aber was Sie da schreiben

Einer aus dem Planungsbüro
hab jetzt den Namen vergessen
schreibt auch Gedichte

hat auch wie Sie
über unseren neuen Hochofen
ein Gedicht gemacht

Herr Riese
Glutenschwall
Feuerblumen

Was für schöne Worte
der gefunden hat

Schauspieler

Schau'
ein Schauspieler

noch in der Imbissbude
wenn er seine Fritten bezahlt
sieht er aus
als vergäbe
König Lear
sein Land

Im Seebad

Vor dem Schlafengehen
noch mal 'rauslaufen
ja
das Meer ist noch da
die Möwen
und der Himmel
Sand

Alles haben die Kellner
doch nicht
abgeräumt

Unsere Straße

Unsere Straße ist ein grauer Schlauch
die Hausfassaden sind von Ruß ganz
schwarz die Kinder mit der roten Kreide
hätten beinahe Prügel bezogen – hier
einfach die Häuser zu beschmieren!

Zirkus morgens

Der Feuerschlucker ißt
Toast

Für frühe
Eine-Marks-Besucher küßt
der Pfleger sein
Lieblingskamel

»Bertold, die Sau, soll
endlich das
Heu vorwerfen!«

Einem kommt die
Liebe
wegen
dem Geruch

Die 74jährige

Die 74jährige vom dritten Stock
klopft an die Wohnungstür, Rouge
auf den Gesichtsknochen, bringt
wieder eine Plastiktüte mit
selbstgemachtem Schmalz und
frischen Apfelsinen, und ich soll
weiterhin nichts davon sagen, daß
ich vor drei Wochen ihren Mann
nachts nach oben getragen habe. Er
kann immer weniger vertragen, sagt
sie, er sei verkalkt, und ich soll ja
nichts den Nachbarn sagen. Und
auch sonst zu keinem, sagt sie. In
ein paar Tagen käme sie mit

Schmalz und Schokolade, und ob
ich ihr die Plastiktüte nicht
wiedergeben könnte.

Im Angebot

Im Angebot:
Die honigfarbene Sollbruchstelle
im Hirn
das bügelfreie Totenhemd
beides von Schiesser.

Im Angebot ferner:
Einer
mit Sicherheitsnadeln im Kopf und
lila Scheitel.

Fragt der den arbeitslosen
Berufsberater doch wo's lang geht.
»Klar!« sagt der Berufe-Rater, »bei
Lebzeiten einen kleinen, festen
Arsch haben.«

Und dann sagt er noch, er könne
jetzt endlich mit Playbackverfahren
pinkeln
und
ob er das mal
vormachen dürfe.

Für Sicherheit und Ordnung

Ich bin der Partei beigetreten
habe das Haus bezogen
den Hund an den Baum
mich selbst an die Frau gelassen
habe die Hecke geschnitten
die Balkonpflanzen begossen
und den Kaffee gebrüht
jetzt stelle ich den Liegestuhl auf
lege mich hinein
nehme ein Gewehr zur Hand
und schieße auf die
die das alles bedrohen

Draußen der erste Schnee

Draußen der erste Schnee

es ist wieder soweit

in der Schule
das Leichentuch der Natur
dialektisch aufgebaut

an den Theken
der Winterfeldzug

»Fast hätten wir den ja gewonnen«

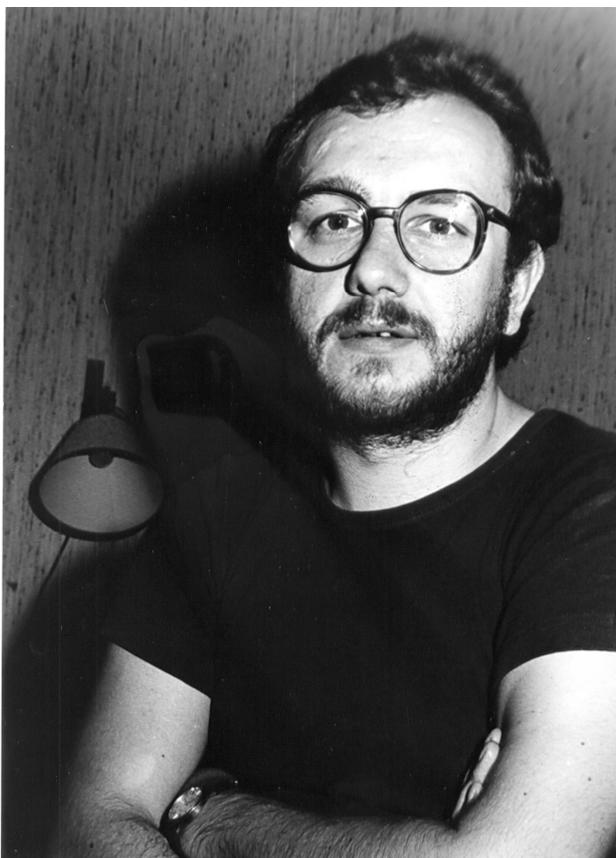


Foto: Manuela Koch

Unheimlich offen (1985)

Es sitzt tiefer

Gegen vier Uhr morgens wurde Heiner plötzlich wach, konnte nicht mehr einschlafen, stieg leise aus dem Doppelbett, rasierte und duschte sich, deckte den Frühstückstisch und wartete die vier Stunden, bis um kurz nach acht Angela gähmend und nur mit seiner Schlafanzugjacke bekleidet im Wohnzimmer erschien, ihn ansah und fragte: »Was ist?«

»Ich gehe zu Ulla zurück«, sagte er, ging zur Schrankwand und schüttete Remy Martin in zwei vorgewärmte Schwenker. »Reg dich bitte nicht auf«, sagte er, »laß uns vernünftig und gelassen die weitere Entwicklung abwarten.«

»Ist es wegen dem Hund oder wegen Gerd oder wegen Gründonnerstag?« fragte Angela.

»Nein«, antwortete er, »es sitzt tiefer.« Trank den Cognac, warf sich den dunkelgrünen Blazer über die Schultern und verließ die Wohnung. Angela sah ihm durchs Fenster nach, wie er die Straße überquerte, am Haus gegenüber bei Ulla anschellte, wie Ulla und Heiner sich vor dem geöffneten Fenster küßten und herüberwinkten, als sie sahen, daß Angela sie beobachtete. Angela winkte zurück und rief dann Doris an, um ihr zu sagen, daß Heiner zu Ulla zurückgegangen sei.

»Hat er sich warm angezogen?« fragte Doris.

»Nur den dunkelgrünen Blazer«, antwortete Angela, und Doris versprach, bei Ulla anzurufen, sie solle ihn dazu überreden, den hellbeigen Kamelhaarmantel, den ihm Ulla zur Geburt von Thomas geschenkt hatte, anzuziehen, wenn er vorhabe, heute noch einmal das Haus zu verlassen.

Gegen zehn rief Ulla bei Elisabeth an. Heiner wolle unbedingt noch vor dem Mittagessen die Zwillinge sehen, wolle aber nicht in Elisabeths Wohnung kommen, da er immer noch nicht den letzten Samstag vergessen habe. Elisabeth solle doch die Zwillinge zu Helma schicken. In zehn Minuten sei er bei Helma, um mit ihr die Unterhaltsgeschichte wegen Markus zu regeln. Dann blickte Ulla so lange aus dem Fenster, bis sie sah, daß die Zwillinge aus Nummer 17 kamen, auf ihren Vater im hellbeigen Kamelhaarmantel zuliefen und mit ihm in Nummer 19 zu Helma verschwanden.

Gegen zwölf rief Helma bei Ulla an. Über der Unterhaltsgeschichte seien Heiner und sie sich doch nähergekommen, als sie es ursprünglich vorgesehen hätten. Heiner säße sehr verzweifelt auf dem Nappasofa und könne nicht selbst ans Telefon kommen, ließe aber Ulla ausrichten, er hätte sich entschieden, bei Helma zu bleiben.

»Ich komme allerdings heute nicht zum Kochen«, sagte Helma und fragte Ulla, ob sie das für Heiner zuviel gekochte Essen durch den kleinen Thomas herüberschicken könne.

Gegen vierzehn Uhr hatte sich Heiner gefaßt und gegessen. Er rief Brigitte, Ulla, Doris, Elisabeth, Juliane und Angela an.

»Ich will mit den Kindern im Café Schokolade trinken«, sagte er jedesmal, »aber es hat angefangen zu regnen. Gib ihnen Regenzeug mit.«

Gegen halb drei stand vor fast jedem Haus in der Cäcilienstraße ein Kind in gelbem Regenmantel mit Kapuze. Heiner küßte Kurtchen, der vor Nummer 2 als erster auf ihn wartete, nahm auch noch die kleine Christina vor Nummer 6 an die Hand. Die anderen Kinder reihten sich nach ihnen ein, und der Geschäftsführer des Cafés, der vom Ende der Cäcilienstraße aus Heiner und seine Kinder kommen sah, ließ im Wintergarten alle Tische zusammenstellen und half danach selber mit, die

Kleinen aus ihren Regenhäuten zu pellen.

Bei Schokolade und Gebäck fragte Heiner die Kleinsten nach den im Kindergarten gelernten Sankt-Martins-Liedern, die Größeren nach ihrem Erfolg beim Schreiben dialektischer Besinnungsaufsätze und verbot der Ältesten den Umgang mit Peter Schmidt. Er fragte die Zwillinge nach ihren Geburtstagswünschen und die Älteste, ob sie vorhabe, ihre Konfirmation mit allen Geschwistern beim Griechen oder nur mit den älteren beim Chinesen oder allein mit Papa und Mama im Mississippi zu feiern. Dann sprachen sie über den nächsten Sommerurlaub, über Bikinis und Gummidrachen und über den Sonnenschutzfaktor drei. Und auf einmal zog Heiner eine Europakarte aus seinem Jackett, faltete sie auf und legte sie über Tassen und Gebäck. Grüne Kreise umgaben die Urlaubsorte der Kinder und ihrer Mütter und von Bodenmais über Bad Kleinkirchheim, über Alassio und Punta Ala Riccione hinüber nach Novi Vinodolski, weiter nach Balatonfüred und zurück nach Saas Fee verlief eine akkurat gezogene blaue Linie. Alle Kinder wußten, was sie zu bedeuten hatte, klatschten in die Hände, lachten, und einige küßten sich.

»In diesem Jahr kann ich wieder jeden von euch für wenigstens eineinhalb Tage an seinem Urlaubsort besuchen. Ich konnte einige Abschlüsse forcieren, Geschäftspartner umdirigieren und und und. Für den Sprung nach Ungarn mußte ich mir siebenundzwanzig Stunden freigeben. Die Hauptsache ist, daß ich euch sehen kann, und jetzt bestellt euch das, was ihr wollt!«

Alle Kinder bekamen ein Getränk ihrer Wahl. Nur die Kleinsten durften keine Coca trinken.

Zum Bezahlen, als die schlanke Bedienung schon mit dem Berg gelber Regenhäute vor dem Kuchenbüffet wartete, kam der Geschäftsführer mit zwei Wodka-Kirsche und fragte nach Heiners Geschäften. Heiner dankte. Der Geschäftsführer stupste aufgeregt seine Kir-

sche durch den Schnaps.

»Haben Sie für mich zwei Minuten Zeit?« fragte er.

Heiner schickte die Kinder vor die Tür. Es hätte aufgehört zu regnen. Sie bräuchten die Kapuzen nicht aufzusetzen. Sie sollten warten. Es würde nicht lange dauern.

»Ich habe es getan!« sagte der Geschäftsführer und ließ seine Kirsche kreisen. »Ich habe mich für Sie erkundigt. Und ich hatte Erfolg. Sechs Damen aus der Verwaltung des Straßenbahndepots möchten Sie näher kennenlernen. Hinzu kommen zwei Damen aus der städtischen Datenverarbeitung, vier Lehrmädels von Tengelmann und ein weiblicher Jockey aus Mönchengladbach. Ich hoffe, Sie sind zufrieden mit mir!«

Der Geschäftsführer lachte.

Heiner blies seine Kirsche an den Glasrand.

»Danke«, sagte er, »und doch macht mich Ihr Erfolg nicht nur froh.«

»Aber!« warf der überraschte Geschäftsführer ein.

»Denn«, sagte Heiner, »immer wird es auch Rückschläge geben.« Er belegte seine Zerrissenheit mit Beispielen: »Angela hat hinter meinem Rücken ein Verhältnis mit einer ihrer Jugendlieben wiederaufgenommen. Und Doris geht, wenn sie dienstags unseren kleinen Thomas zur Musikschule gebracht hat, mit einem verheirateten Mann essen.«

Draußen vertrieben sich die Kleinen die Zeit mit den veralteten Abzählversen ›Doktor Martin Luther hatte Hosen ohne Futter‹ und ›Hinter einer Lokusmauer saß der Doktor Adenauer‹.

Heiner sah müde auf seine Kirsche.

»Es fällt mir nicht immer leicht, mich um jede mit gleicher Aufmerksamkeit zu kümmern. Denken Sie nur allein an den so wichtigen regelmäßigen Blickkontakt.«

Der Geschäftsführer sah auf seine Hände, Er lächelte ein wenig. »Und noch jemand wäre allzeit für Sie da«, sagte er schließlich. Heiner atmete schwer. »Wer noch?«

»Ich!« sagte der Geschäftsführer. »Ich selbst und ein mir bekannter Tierpfleger mit seiner Giraffe.«
Heiner wischte sich mit dem Handrücken Wodka von den Lippen. »Ich werde sentimental«, sagte er und küßte dem Geschäftsführer die Hand.
Auf der Kirsche kauend trat er nach draußen zu seinen Kindern. Die Älteste nahm er in den Arm und sagte:
»Der Geschäftsführer benimmt sich wie ein Kind.«

Das Schlößchen

Als Herr Puntila wieder einmal über den Aquavit wandelte und fast mit Tränen in den Augen lallte: »Matti! Sieh mich an! Was siehst du?« antwortete sein Knecht kurz: »Einen dicken Kloben, stinkbesoffen«, ließ erst gar keine weitere dramatische Handlung zu, kaufte noch zwei Flaschen Schnaps, seinen Herrn einzulullen, schleifte ihn in den Studebaker und fuhr ihn zum Selbsthilfzentrum für literarische Figuren.

Das Zentrum war weder eine alte Ritterburg noch ein neuer Prunkbau, sondern eine ausgedehnte Anlage, die aus wenigen zweistöckigen, aber aus vielen eng aneinander stehenden niedrigen Bauten bestand: Hätte man nicht gewußt, daß es ein Therapiezentrum sei, hätte man es für ein Städtchen halten können. Schwärme von Krähen umkreisten es. Matti parkte vor dem Haupttor und zog seinen Herrn aus dem Wagen. Puntila war immer noch melancholisch.

»Es kommt über mich mindestens einmal im Quartal. Ich wach auf und bin plötzlich sternhagelnüchtern«, jammerte er. Dann trank er den Rest seines Fuselproviants, besann sich und grollte: »Aber wenn ich etwas von mir sagen kann, so ist es, daß ich gegen diese Anfälle von sinnloser Nüchternheit ankämpfe wie ein Mann!«

Matti drängte ihn in ein niedriges, langes Gebäude. Es

lag hinter einem umgitterten Garten, der jetzt ein Schneefeld war. Hinter der ersten Tür hörten sie Stimmen, die aber auf Mattis Klopfen nicht antworteten. Herr und Knecht traten unaufgefordert ein.

Der Boden des Zimmers war bedeckt mit weichen Kissen und Bastmatten. Eine junge Dame im gerüschten weißen Kleid mit blauer Schleife lag auf dem Rücken, zwei Männer knieten voreinander, und zwei Männer standen vor einer Schultafel, die zwischen zwei riesigen gotischen Fenstern an der Wand hing.

»Langsam, Woyzeck, langsam; eins nach dem anderen!«, mahnte Michael Kohlhaas, und noch einmal lasen beide zusammen, mit ihren Zeigefingern den Kreidebuchstaben an der Wandtafel folgend: »Gott gebe mir die Gelassenheit, Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann, den Mut, Dinge zu ändern, die ich ändern kann, und die Weisheit, das eine vom anderen zu unterscheiden.«

Daraufhin sahen sich beide lächelnd an, und Kohlhaas munterte Woyzeck auf: »Er sieht gar nicht mehr so verhetzt aus.« Woyzeck strich Kohlhaas durchs Haar, dankte für das Lob, sagte, er solle allein weiterüben und griff nach einer Plastiktüte mit seinem Badezeug. Er müsse in die Bäderabteilung zur ›Wassergymnastik für Verlobte‹.

Auf einmal begann einer der knienden Herren, dessen Äußeres nirgends beschrieben ist, mit starker Stimme zu reden.

»Ich war einmal der Landvermesser K.«, sagte er stolz, »und wenn ich weiterhin jenem schwächlichen Angestellten der Arbeiter-Unfall-Versicherungsanstalt-für-das-Königreich-Böhmen gefolgt wäre, säße ich jetzt nicht vor Ihnen!«

»Bravo!« spendete die auf dem Rücken liegende Dame Beifall und lobte: »Du bist ein Mann, ein Mann, mit dem ich Staat machen kann und aus dem was wird in der Welt!«

»Deine Stimme kenn ich«, murmelte Puntila und wollte,

beduselt wie er war, mit der Dame anbändeln, »deine Stimme klingt ganz menschlich. Setz dich und nimm einen Aquavit, wir müssen uns kennenlernen.«

Die feste Stimme K.s unterbrach die plumpe Annäherung: »Aber ich habe die eigene Kraft mobilisiert, eine Umschulungsmaßnahme durchgesetzt und schon nach zwei Semestern Sozialpädagogik das Schloß erreicht. Es war übrigens leer.«

»Dann gibt es nur eins!« sagte der andere Kniende, der anscheinend den Anzug eines Riesen übergezogen hatte und überm Arm einen alten Militärmantel trug. K. nickte: »Nämlich die Selbsthilfe, Beckmann, die Selbsthilfe!«

»Bravo!« lobte die einzige anwesende Dame im Liegen. »Bravo! Laß alles raus!«

Da holte Beckmann aus den Taschen seines Militärmantels ein Glas selbsteingekochte Kirschen und eine selbst-emaillierte Küchenuhr und bot beides Puntila zum Kauf an.

»Das ist ein Mann«, schwärmte die Dame, »ein Mann, mit dem ich Staat machen kann und aus dem was wird in der Welt!«

»Wer ist das nur?« murmelte der wieder sinnlos nüchterne Puntila, und Beckmann versprach ihm auch noch einen selbstgeschnitzten Stock zum Rattenbettengraben.

»... und daß er in allem das richtige Maß hält, das ist ein Vorzug mehr!« rühmte die Dame.

»Bei Brecht!« stieß Matti einen Schreckensruf auf seinen Schöpfer aus. »Jetzt erkenn ich dich! Du bist Effi Briest! Ist das alles, was herausgekommen ist, nach über einhundert Jahren Selbsthilfezentrum! Verkriechst du dich wieder in deine fontansche Version?«

»Bitte keine Kritik!« schrie K. erschrocken. »Keine laute Kritik! Sonst sprechen die sich hier nie mehr etwas von der Seele!«

Aber es war zu spät.

Beckmann fiel seine alte Gasmaskenbrille ein. Er zog sie

aus der Manteltasche, setzte sie auf und sah wieder aus wie ein griesgrämiges graues Gespenst. Kohlhaas warf sich noch einmal auf eine der verödeten Bastmatten und übernahm sodann von neuem das Geschäft der Rache. In der in den Kellerräumen untergebrachten Badeabteilung biß Woyzeck vor Schreck in die ihm zu Gewöhnungszwecken überlassene Gummimarie.

Am schwersten traf es Effi Briest. An allen Gliedern zitternd, erlebte sie einen ungewöhnlich harten Rückschlag. »Im ersten Jahrzehnt meines Aufenthalts im Zentrum habe ich den literarischen Zirkel für die moderne Frau gegründet. Danach den Debattierclub für feinere Lebensart, später einen Frauenbuchladen, einen Frauentee-laden, einen Frauen-Hifi-Stereo-Second-Hand-Shop und vor zwei Jahren die Frauengruppe ›Komm doch!‹. Aber seit einem Jahr weiß ich, daß ich die einzige Frau im Selbsthilfezentrum bin.«

Hier endete für vier literarisch vorgebildete Männer der Traum. Aber die vier Männer wußten nichts voneinander und dachten deshalb nicht darüber nach, ob gemeinsam geträumte Träume Wirklichkeit werden. Vielmehr hing jeder seinen eigenen Gedanken nach.

Der Verlagsvertreter strich den letzten Absatz seines Traums, den mit dem Rückfall in die Depression. Dann freute er sich. So aktiv an sich arbeitend und verhalten optimistisch gefielen ihm Woyzeck, Beckmann und Co. schon viel besser. Nur mußte man wegen der größeren Übersichtlichkeit aus den fünf Personen zwei machen. Und das Buch durfte auch nicht zu dick werden, damit der potentielle Käufer durch bloßes Auswiegen in der Hand spüren konnte, daß in diesem Buch nur das steht, was er längst wußte.

Der Diplombibliothekar wachte aus diesem Traum mit der Gewißheit auf, daß Matti nie und nimmer so eigenmächtig gehandelt haben könne. Denn der Diplombibliothekar kannte Brechts Tochter.

Der Kulturdezernent sprach noch halb im Schlaf immer wieder den Satz: »Wie viele Arbeitsplätze sichern Sie denn eigentlich? Wie viele Arbeitsplätze sichern Sie denn eigentlich?« Nachdem ihn seine Frau vollends wachgeküßt hatte, wußte er nicht mehr, ob er nun Woyzeck dies fragen wollte oder Beckmann oder K. oder einen der Dichter oder wen, hatte den Traum aber nach dem Frühstück vergessen.

Der Kritiker, der seit Jahren nichts anderes geträumt hatte, als daß gegebenenfalls Georg Büchner der Büchnerpreis zu verweigern sei, gab am anderen Morgen seinen Beruf auf. Er mietete sich den Hunsrück und ist noch heute dabei, sechs Millionen Dominosteine so aufzustellen, daß, wenn er den ersten Stein umtippt, die anderen Steine, angeordnet wie Monde, wie Sonnen und Sterne, auf den Waldboden kippen.

Kleinanzeigen

Habe in Marokko Typ gesehen. Oder Bolivien?
Soll sich melden.

Wer macht Wirtschaftsboykott gegen USA mit?

Möchte was gründen. Wer hat Ahnung?

Italienisch an der Quelle vom Arno
bietet
Arno

Zum Geburtstag viel Freud

Suche dringend Wohnmöglichkeit ab kommenden
Mittwoch bis Sonntag und ab Mitte September für circa
zweieinhalb Monate, dann ab März in regelmäßigem
Turnus immer vom 1. für 5 Tage außer Juli.

Bitte um faire Angebote.

Bin kaum zu erreichen, aber meldet euch möglichst bald
bei

0057/39 28 46

0203 / 29 40 15

0209 / 123419

0201 / 34 34 35

oder Ostermontag 1985 bei 02314 / 58 35 20

Hab von einem Buch gelesen. Fand ich unheimlich stark.
Entweder heißt der Autor Fritz mit Vornamen oder der,
der mir das Buch geliehen hat. Wer weiß Näheres?

Brüder zur Sonne zur Freizeit (1987)

Weltrekord

Mit speiseeisverschmierem Gesicht und unterkühltem Hals lächelte Tony Dowdeswell in die Kamera. Der einundzwanzigjährige Londoner hatte drei Pfund Eis in 50,04 Sekunden verdrückt. Weltrekord!

Er sei überglücklich über die neue Höchstleistung. Allerdings sei es sehr anstrengend, so schnell das Eis in sich hineinzuschaukeln. Die Kälte bereite ihm Pein, der Kopf werde benommen.

»Manchmal kann man dann gar nichts mehr sehen.«

Dowdeswell steht nicht nur mit seinen 50,04 Sekunden im ›Guinness-Buch der Rekorde‹, sondern auch als schnellster Kuchenesser der Welt. Seiner Sportart verdankt der dünne junge Mann auch ein Magengeschwür. Sein Vater ist Weltrekordler im Schnellesen in den Sparten Aal, zerstampfte Kartoffeln, hart- und weichgekochte Eier, Spaghetti und Hamburger. Die Mutter hält mehrere Rekorde im Bierschnelltrinken der Frauen.

Gib dem Papa die Mamba!

»Gib dem Papa die Mamba!«

Klein Sabine hält ihrem Vater mit beiden Händen den Schlangenkorb entgegen. Dirty Harry beugt sich zu seiner Tochter hinunter und küßt sie auf den Scheitel. Nimmt den Korb. Dann schultert er die schwere Motorsäge. An der Wohnungstür reicht ihm seine Frau das Schminkköfferchen.

»Paß auf dich auf!« sagt sie.

»Macht euch einen schönen Abend«, sagt Harry. »Schade, daß ich nicht bei euch bleiben kann.«

»Soll ich heute nacht auf dich warten?«
»Schlaf du. Ruh dich aus.«
Abschiedsküsse. Winken.
Draußen ist es naßkalt und dunkel.
Da, wo früher Wildmüllers Naturbonbons war, ist jetzt der Schlitzer.
Der Nervenkitzel des Tages! Blut und Särge! Eine Horror-Pikanterie. Aus Umsatzgründen noch sehr spartanisch eingerichtet. Die alte Bonbontheke als Tresen. Glühbirnen an Hanfeschlingen. Ein Richtblock als Leihgabe des Heimatmuseums. Eine Guillotine, Abschlußarbeit der beiden Volkshochschulkurse »Restaurieren alter Möbel« und »Handwerkliche Metallverarbeitung«. Eine kleine Tanzfläche, die meist als Bühne benutzt wird. Zwei Sargdeckel als Toilettentüren.
Dazu Annette. Eine große und breite vierzigjährige Frau.
»'n Abend, Annette!«
Annette leitet die Pikanterie. Und serviert ganz in Leder. Peitscht den Gästen die Rechnung auf den Rücken. Klatsch, klatsch, zwei Bier: Aua! Scheiße! Danke!
»'n Abend, Dirty. Geht's?«
»Gut geht's«, sagt Dirty.
»Säge repariert?«
»Spitzenmäßig!« Dirty stellt den Schlangenkorb und das Schminkköfferchen ab und wirft die Säge an. Die Säge heult. Annette verzieht das Gesicht und hält sich die Schläfen. Dirty Harry schaltet die Säge ab.
»Wieder deine Migräne? Lassen wir die Sägenummer heute sausen.«
»Nein. Es geht schon.«
Dirty geht in den kleinen Putzmittelraum hinter dem Tresen. Er zieht sich aus. Schnallt sich den behaarten Buckel um. Bindet sich einen Lendenschurz um. Steckt sich das Werwolfgebiß in den Mund. Klebt sich kleine schwarze Fellstücke auf die Brust.
Schminkt sich die linke Gesichtshälfte.

»Und zu Hause?«
»Klein Sabine hinkt ein wenig in Mathematik.«
Harry ist mit dem Schminken fertig. Annette lobt ihn.
»Wie aus dem Gesicht geschnitten!«
Kurz vor einundzwanzig Uhr schaltet Annette die Musik ein: Melancholie.
Die ersten Gäste kommen.
»Ein fürchterliches Wetter! Die Feuchtigkeit kriecht einem in die Knochen! Was darf es denn sein?«
»Nichts Alkoholisches!«
»Vielleicht etwas Saft? Dazu etwas zu knabbern?«
»Bloß nichts zu knabbern! Vielleicht etwas Saft.«
Die Pikanterie füllt sich. Annette serviert.
»Einen Tee bitte.«
»Bei wem darf ich notieren?«
Die Gäste entblößen ihren Rücken.
»Jeder für sich?«
Dann sind alle versorgt. Das Licht geht aus. Ein Dia mit renovierten Fachwerkhäusern der Hattinger Innenstadt zeigt dunkles Mittelalter.
Annette kündigt eine historische Begebenheit an. Ein Fall aus Mecklenburg-Strelitz anno domini 1533.
»Dem buckligen, nur mit einem Lendenschurz bekleideten Mörder Josef Götterich wird grausam der Leib zu Tode geschunden, auf daß, mag sein, seine Seele gerettet werde!«
Ein wenig Licht. Annette schleift Dirty auf die Tanzfläche. Wirft ihn auf die Erde und bindet ihn auf ein großes, liegendes Wagenrad. Dirty Harry windet sich.
Annette nimmt ein anderes halb mannshohes Wagenrad und läßt es auf Harry herabsausen.
»Nein! Ich bereue! Weh mir! Aaaaah!«
Schienbein, Oberschenkel. Schienbein, Oberschenkel. Auf die Arme, dann auf die Brust. Fängt das Rad ab, bevor es auftrifft. Das Knacken der Knochen kommt vom Band, die Schreie von Harry.

Die Hinrichtung ist beendet.

Kein Applaus.

Annette schaltet die Hintergrundmusik ein: Melancholie. Harry serviert, Annette peitscht. Ein Gast verlangt zum viertenmal Bananesauerkirsch. Annette notiert und sagt:

»Damit müssen Sie aber morgen zum Arzt.«

Annette wischt die Theke sauber.

»Scheißstimmung«, flüstert Harry.

Annette nickt. »Den ganzen historischen Mist können wir vergessen. Vor vierzehn Tagen der Knabe im Moor hat's doch auch nicht gebracht.«

»Unheimlich nicket die Föhre! Kann nur besser werden.«

»Ist das bei Sabine eine ausgesprochene Rechenschwäche?« fragt Annette.

»Nein. Fehlende Konzentration.«

Im zweiten Showteil wird ein buckliger, nur mit einem Lendenschurz bekleideter Mann skalpiert. Annette arbeitet mit doppeltem Haarschopf. Über Harrys echtes Haar ist eine riesige Wunde geklebt. Das Blut läuft aus dem Messer. Schnitt und Riß. Schmerz- und Triumphgeheul. Und irgendwie muß Blut vom Messer an den Skalp gekommen sein. Annette wirbelt den tropfenden Skalp durch die Luft, da schreit eine Zuschauerin:

»Aah! Fürchterlich! Alles auf den Pulli! Das krieg ich nie wieder raus!«

Annette bricht ihren Siegestanz ab. Harry holt seinen Lack-Teer-Farb-Teufel aus dem Schminkköfferchen. Fünfundvierzig Minuten lang rubbelt er über Hosen, Röcke und Pullis. Annette schimpft mit sich selbst.

»Noch nie war Blut am Skalp!« Harry meckert, jetzt sei ein Bruch im Programm. »Das kriegen wir nie wieder hin! Und immer das gleiche Kostüm!«

Annette zischt: »Soll ich mir was aus den Rippen schneiden?«

Zum dritten Showblock erscheint auf der kleinen Dielwand die Skyline von Manhattan. Eine Frau hat den

buckligen, sehr behaarten, nur mit einem Lendenschurz bekleideten Entführer ihres Sohnes kampfunfähig geschossen. Sie übergibt den Verwundeten natürlich nicht der Polizei. Sie tötet ihn, und zwar langsam. Schießt ihm sorgfältig in die Arme und Beine. Bis der Entführer sie anfleht: »Schieß mir ins Genick!« Und er kriegt den Genickschuß.

Wütende Pfiffe aus dem Publikum.

»Unmöglich!«

»Das ist doch bloß aufgewärmtes Rädern!«

»Zu Tode kochen!«

»Pikanterie nennen Sie sich! Und bieten solch ein ausgelutschtes Programm!« Die Frau tätschelt ihren aufgeregten Mann: »Egon, beruhige dich doch.«

»Ich bin seit fünfzehn Jahren Sicherheitsbeauftragter der hiesigen Müllabfuhr!«

»Egon!«

»In ein Umleersystem den ganzen Laden!«

Annette taumelt durchs Lokal. Nur ein Gast möchte noch ein Getränk.

Annette peitscht sich selbst. »Auf Kosten des Hauses.«

»Die Gäste haben recht«, sagt Harry. »Sie wollen Leistung sehen.«

Annette beugt sich übers Spülwasser und schluchzt.

»Du auch? Zwei Jahre Arbeit vor die Säue.«

»Entschuldigen Sie bitte, daß ich auch etwas sage«, meldet sich ein Trostspender. »Ein kleines Showgeschäft ist quasi vergleichbar mit dem Einzelhandel. Und wir von der Mittelstandsvereinigung trauen dem Einzelhandel innovationsmäßig das Vorjahresniveau durchaus zu.«

»Zu Tode kochen!«

Ein anderer Gast schnippt mit den Fingern.

»Ja bitte?«

»Ich wehre mich dagegen, daß hier anscheinend nur kommerziell argumentiert wird. Unsere Kritik muß auch eine soziale Komponente haben!«

»Bravo!«

»Sehr verehrte Gäste!« Harry wischt Annette die Tränen fort.

»Glauben Sie uns, in die letzte Nummer des heutigen Abends legen wir alles rein. Und morgen ist sowieso Ruhetag, da werden wir an nagelneuen Reißern arbeiten. Die Belegschaft des Schlitzers dankt.«

Für die letzte Shownummer müssen ein paar Bodenplatten aus der Tanzfläche herausgenommen werden. Darunter ist ein Loch. Harry klettert hinein. Annette schaufelt Sand ins Loch. Der Sicherheitsbeauftragte der dortigen Müllabfuhr nimmt ihr die Schaufel aus den Händen und schaufelt selbst. »Ich will heute noch mal nach Hause.«

Dirty Harry ist bis zum Hals eingegraben. Annette holt den Schlangenkorb aus dem Putzmittelraum. Stellt ihn einen Meter von Harrys Kopf entfernt auf den Boden. Öffnet das Türchen.

»Das darf doch nicht wahr sein! Bieten die uns die vertrocknete Mambanummer!«

Indische Musik. Die Mamba schlängelt.

»Sind wir hier mit Neckermann in Marokko oder was!«

»Der Höhepunkt kommt ja noch!« ruft der eingegrabene Harry.

Annette zieht die Motorsäge hinter dem Tresen hervor.

»Vorsicht!« sagt der Sicherheitsbeauftragte.

Jetzt hebt Annette die schwere Motorsäge.

»Einen Moment!« ruft das Mitglied der Mittelstandsvereinigung. »Wollen Sie diese Säge jetzt und hier anwerfen?«

»Sicher«, sagt der eingegrabene Harry. »Anwerfen. Dann wird Annette damit ein wenig herumtanzen und dann die Säge auf meinen Scheitel setzen. So haben wir uns das gedacht.«

»Diese Säge wird mit Benzin angetrieben. Und keiner von uns will in einer stinkenden Benzinwolke sitzen! Zwotens wollen wir einen ruhigen Feierabend erleben.«

Da kommen Sie mit einer Wahnsinns-Phonzahl!«
»Eine Elektrosäge wäre angenehmer«, sagt der Sicherheitsbeauftragte.
Harry sagt: »Mein Bruder ist Heimwerker. Ich würde ihn anrufen, aber wir haben seit Jahren keinen Kontakt mehr.«
Das Mitglied der Mittelstandsvereinigung steht auf.
»Schluß! Morgen müssen wir alle früh raus, haben wir alle einen schweren Tag.«
Er hebt sein Hemd hoch. »Zahlen bitte!«

Kleinanzeigen

Leicht burschikoser Gummibär sucht halbalternativen Hirten zum Schweißperlenzählen auf Korfu.

Welcher scheinetablierte Straps-Höhlenbär macht mit mir Urlaub auf Distanz?

Auf dem Spinnrad durch die Vogesen.

Welcher Masochist möchte sich von mir Mitte August ans Meer prügeln lassen?

Suche Top-Frau, biete nichts Besonderes.

Tote Hose sucht Trockenblumenarrangements.
Telefon lange läuten lassen.

Natürlich gewachsener Skiort hat Hang zum oralen Genießen.

Wer möchte mit mir einfach nur rumhängen?
Tom Dooley

Nulli sucht Domina.

Cooler Wampe braucht Turbofrau mit Strickmaschine.

Hibbelarsch will undogmatisches Trommeln und offenes Dago Dago mit Spray im Hirn.

Ich weiß, was Wasserschildkröten denken!

Bei uns gibt es Bücher zum Liebhaben! Abwaschbar!

Depressivie on Tour

In Höhe Osnabrück riecht es nach Jauche. Der Gestank paßt gut zum Schnitt der Uniform des Speisewagenkellners. Er steht neben mir, knackt wieder Kronkorken und Stanniol. Gießt und steckt den Kassenbon zu den anderen in den Plastikbecher. Ich hasse 0,33-l-Bierflaschen mit Stanniol am Hals. Mit jeder weiteren Flasche wird der Haß stärker.

Ein pensionierter Bundesbahner zeigt seinem Kollegen die frische Pensionsurkunde.

»Häng sie ins Schlafzimmer neben das Führerbild.«

Draußen schmeißt jemand jemanden in einen Kofferraum.

Ich krame in meiner Aktentasche. Wieder hat meine Frau vergessen, mir das Buch ›Denke positiv‹ einzupacken. Ich sollte joggen. Aber wer ohne Trainingsdress und Pumas durch den Zug joggt, wird vom Schaffner sofort überwältigt.

Draußen an einem Baggersee macht einer schon frühmorgens den Hengst.

Frankie Goes to Hollywood. Roncalli nach Moskau. Und ich? Der Kellner knackt und sieht mich an wie einen Behinderten.

Ich hasse 0,33-l-Bierflaschen mit Stanniol.

Am Bahnhof die Bahnhofstraße. Die Bahnhofspinte, das Pornokino. Die Einkaufsstraße. Gleich ist es halb elf. Meine Familie weiß ich in der Sicherheit des Fernsehvormittagprogramms.

Gegenüber Woolworth steht die größte Buchhandlung der Bundesrepublik.

Ich stelle mich vor. »Ich soll hier mein Buch signieren.«

»Thema?«

»Geschichten vom neuen Lebensgefühl.«

Das Fräulein an der Kasse sagt, ich sei in der falschen Abteilung. Hier gäbe es nur alles über Fische. Das nächs-

te Fräulein an der nächsten Kasse telefoniert meinerwegen.

»Hier steht ein ...«

»Nicht Fisch nicht Fleisch.«

Ich warte in der Abteilung ›Wanderungen im Winter‹. Als daraus ganz allmählich die Abteilung ›Das Deutsche Frühlingsgedicht‹ geworden ist, holt mich ein junger Mann ab. Trägt ein Tischchen unter dem Arm, einen Stuhl in der Hand.

»Willkommen zu unseren Aktionstagen.«

Er plaziert mich in den Eingangsbereich. Eine Schulter drinnen, eine Schulter draußen, sitze ich neben den reduzierten Konsaliks.

»Nett haben Sie's hier.«

Vor Woolworth verkauft eine Nena Stimmungscassetten. Zermürbte Menschen kaufen Lederjacken, T-shirts, Grünkohl und Badehosen. Sie tragen schwer an Dirndel, Skistiefel und Lacktäschchen. Neben Woolworth verkauft ein Italiener Pizza und Bier. Partyflaschen. 0,33 mit Stanniol. Viele Menschen kommen auch in die Buchhandlung und fragen mich nach der Esoterikabteilung. Ich wippe auf meinem Stuhl neben den Konsaliks und summe ›I wanna be loved by you‹.

Jetzt bringt der Buchhändler zwanzig meiner schmalen Bücher.

Ich wippe eine Stunde lang. Die Leute tragen ihre Hemmschwellen an mir vorbei.

Mein Summen wird manisch. Das Wippen eher ruhiger.

Ich denke: Dichtest du was! Geht nicht.

Einer sagt, seine kurzsichtige Tochter sei ein reiner Augenmensch.

<...>

Auf ein langes Leben! Von Verwandten und Bekannten (1993)

Auf ein langes Leben!

Ein Freund hatte gelesen, ein langes Leben sei im Grunde genommen Vererbung. So interessierte er sich plötzlich mit seinen fünfundvierzig Jahren für die Lebensdaten seiner männlichen Vorfahren. In den letzten drei Generationen waren außer einem alle weit mehr als achtzig Jahre alt geworden, und dieser eine war mit Zweiundsechzig keines natürlichen Todes gestorben.

Dieser Großvater mütterlicherseits trank für sein Leben gerne Selterswasser. Und obwohl die Rente gar nicht so knapp war, bestand seine Frau darauf, daß pro Woche nur eine einzige Flasche Selters gekauft wurde. Der Großvater, der meist allein einkaufte, behielt bei jedem Einkauf ein paar Groschen ein und schmuggelte dafür manchmal eine Extraflasche Selters in die Wohnung, die er im Schrank unter dem Küchenwaschbecken hinter dem Mülleimer versteckte. Immer nur er trug den Müll nach draußen. So sagte er dann: »Ich trage den Müll nach draußen!« und nahm dabei einen Schluck Selters.

Als er wieder einmal vor dem Küchenwaschbecken stand, schlich sich seine Frau von hinten an ihn heran, und als er einen Schluck Extra-Selters nahm, schrie sie: »Was tust du da!«

Das Selterswasser kam in die Lunge. Zwei Tage später war der Mann tot.

Ja, diese Frau war eine richtige Hexe.

Nach dem Rhetorikkurs

Gerade ist der Trainer bei der Pressekonferenz von einem Journalisten gefragt worden, was er seiner Mannschaft in der Halbzeitpause gesagt habe, so daß sie es doch noch geschafft hat, aus einem 0:2 in der zweiten Halbzeit ein Unentschieden zu machen. Der Trainer schaut in seinen Tee.

»Ich habe meiner Mannschaft gesagt...« Dann schweigt er einen Moment, und es geht ihm durch den Kopf, was er seiner Mannschaft gesagt hat. Der Nummer 7: Wenn du weiter eine solche Scheiße zusammenspielst, trete ich dir in den Arsch! Dem Libero hat er gesagt: Ich dachte, solche pomadigen Leute wie du seien längst ausgerottet! Der Nummer 11: Wenn du nach dem Spiel kein Blut am Schuh hast, kannst du auf der Tribüne verrecken! Dann hat er beim Verlassen der Kabine jedem Spieler auf die Schulter geklopft: Erst beißen und treten und dann spielen, daß den Rentnern auf der Tribüne die Schließmuskeln flattern!

Der Trainer schaut von seinem Tee hoch und beginnt noch einmal. Und wenn es ein Trainer ist, der schon mit Erfolg den vom Deutschen Fußballbund angebotenen zweimal dreitägigen Rhetorikkurs absolviert hat, wird er sagen: »Ich habe meiner Mannschaft versucht zu vermitteln, daß es keinen Anlaß gibt, das Heil in neuer Kompetenzaufteilung zu suchen, wo ich auch bei Beibehaltung der klassischen Technik den Aufschwung erreichen kann. Wir können ja nicht quantitativ wachsen, nur qualitativ. Bei einem Ausbau der bisherigen Stärken und der Bereinigung der Schwächen bedürfe es nur einer Initialzündung, um neue Wege einschlagen zu können.«

Und eben hat der Trainer geschwiegen, jetzt schweigt der Saal.

Nur die sehr burschikos formulierende Journalistin vom Anzeiger meint, hätte er der Nummer 7 gesagt: Wenn du

weiter so eine Scheiße zusammenspielt, trete ich dir in den Arsch! dann hätten wir vielleicht noch gewonnen.

Vor dem Fischrestaurant

Die Geschäftsleitung eines Fischrestaurants hat ein paar Stühle und Tische mitten in die Fußgängerzone stellen lassen. Dort sitze ich. Das Essen mußte ich mir selbst holen.

Genau vor meinem Tisch treffen sich zwei Familien, die sich, wie sie sagen, seit Jahren nicht mehr gesehen haben. Die eine Familie mit dem Rücken zum Bahnhof: Vater, Mutter, zwei Töchter und die Mutter mütterlicherseits. Die Frauen und Mädchen sehen gleich aus. Ihnen gegenüber Vater, Mutter, Sohn.

»Wie geht's denn so?«

Die eine Mutter schaut auf eine ihrer Töchter und sagt:

»Karin ist jetzt vierzehn.«

Und der Frager sagt: »Nein!«

Die Frau des Fragers sagt: »Udo wird nächsten Dienstag elf.«

Die Mutter der Töchter sagt: »Melanie ist jetzt dreizehn.«

»Nein!« sagt der Vater von Udo.

»Mutter ist zweiundsiebzig!« sagt der Vater der Töchter.»

Unser Mittlerer wird zehn!« wird ihm geantwortet.

»Dann ist euer Kleiner ja acht!« wird gefolgert.

Ich lege das Besteck zur Seite. Das Gespräch beginnt, mich zu interessieren.

Dear Nick!

Glaub nicht den ausgelutschten Quark, den die alternative Presse wieder über mich schreiben wird: Der Underground-Poet Charles Bukowski wollte beim freihändigen Stehfick 'ne Kippe austreten, ist dabei in leere Bierdosen geknallt, hat sich den Arsch aufgerissen und liegt in der

Schwarzwaldklinik auffem Bauch.
Alles Schwindel und gequirlte Kacke!
Und was die Bürgerlichen sich abquetschen werden, ich hätte vom Suff 'nen Kreislaufkollaps oder der Dichter Bukowski wär geläutert und würde hier als Pfleger anfangen, ist genau so 'n Dünnschmier.
Die Wahrheit ist, ich hab mich hier in der verdammten Klinik in ein Scheißhaus eingesperrt. Aber das wird mich nicht retten. Sie stecken ihre Köpfe unter der Tür durch, sie hängen sich oben über die Wände, sie bohren Löcher durch die Pappe und haben mich schon halb totgequetscht. Dabei hatten sie mich nur für 'ne Lesung eingeladen. Sonst sind Lesungen stupide wie Straßengräben ausschaufeln. Doch an dem hier krepier ich.
Ich muß gegen ihr Gequassel anschreiben!
Also paß auf.
Ich sitze im Flugzeug. Stundenlang fliegen wir durch diesen Mist. Ich male mir aus, wie es wär, wenn uns ein Flügel abbrechen würde. Sauf mir die Angst weg. Und gerade stoß ich mir die Stewardess mit den Krampfadern vom Schoß, da sind wir über der Grenze zur BRD und whamm: unter uns saftige Wiesen, grüne Bäume, zufriedene Kühe.
Am Flughafen ein junger Mann in Weiß.
»Ich bin der Ersatzdienstleistende Mischa, der für die eingelieferte Patientin Frieda Baskow den Waschbeutel aus ihrer Wohnung holen sollte und der dann beschuldigt wurde, 450 Mark gestohlen zu haben, und der seine Unschuld beteuert hat, und dem nur Professor Brinkmann geglaubt hat, und der dann die Abiturientin Franziska mit dem unehelichen Kind geheiratet hat und das tiefbesorgte Mädchen doch noch zum Lachen gebracht hat, und ich soll Sie abholen.«
»So«, sag ich, »und wenn du jetzt nicht wenigstens einen Monat lang deine Schnauze hältst, dann bring ich mich um, und dann ist die Lesung geplatzt.«

Aber er hält sich nicht dran.

Ich guck mir die Gegend an. Ich sag: »Nette Gegend.«

Er sagt: »Sie müßten mal hier sein, wenn Schnee liegt.«
Gott sei Dank, denk ich, daß mir wenigstens das erspart bleibt.

Vorm Portal haben sich alle aufgestellt. Der alternde James Dean heißt Professor Brinkmann. Leitet die Klinik. Klopft mir auf die Schulter. Sagt: »Das müssen wir feiern!« Seine Frau Christa sagt: »Es gibt Gerechtigkeit im Leben. Eine höhere Gerechtigkeit.« Sein Sohn Udo aus erster Ehe, groß, blond, stark, denkt zehn Minuten. Dann sagt er: »Meine wilden Jahre sind vorbei.«

Mir wird schwindlig. Ich find aber noch das Klo. Kotz. Dann find ich auch noch den Eingang zum Saal und den Ausgang zur Bühne. Oben stehen ein Stuhl und ein Tisch. Ich stelle meine Reisetasche auf den Tisch und fang an auszupacken.

»Ich bin Bukowski«, sag ich zu den 120 im Saal, »und hier hab ich ein paar Unterhosen und ein Paar Socken und ein Hemd und eine Flasche Scotch und ein paar Gedichtbände.«

Ich pelle die Cellophantüte von der Flasche und genehmige mir einen Schluck.

»Irgendwelche Fragen?«

Einer steht auf.

»Ich bin der von Schmerzen gepeinigte Pianist Bodo Buderius, der am Anfang einer vielversprechenden Karriere steht, und ich will fragen, welche Geschichten Sie so schreiben.«

Ich sag: »Eine hab ich, in der ein alter Stummfilmstar zwei Kids einen blasen muß und dann doch von ihnen umgebracht wird.«

Professor Brinkmann steht auf: »Sie, das müssen wir feiern!«

Steht 'ne Frau auf.

»Ich war die nicht angeschnallte Anästhesistin Dr. Elena

Bach, die vor vierzehn Tagen gestorben ist, und will fragen, was schreiben Sie eigentlich so für Gedichte?»

Ich sag: »Eins hab ich, wo zwei Kids in meine Wohnung kommen und mir einen blasen, weil sie mich für Hemingway halten.«

Steht die Oberschwester auf: »Ist Ihr Themenkreis nicht sehr eingeschränkt?»

»Man muß sich spezialisieren«, sag ich.

Und Professor Brinkmann : »Wie bei mir! Nur als Arzt kann ich meine wahre Liebe geben!«

Dann steht noch einer auf.

»Ich bin der sklerotisierte Programmdirektor und sehe das Triviale als Transmissionsriemen für die Hervorhebung positiver Grundmuster einer Gesellschaft.«

Ich sag, sie sollten einen Moment auf mich warten; ich müßte aufs Scheißhaus.

Ich packe meine Pulle Scotch und quäl mich von der Bühne, da stehen alle 120 im Saal auf. Ich geh Richtung Klo, da kommen sie alle hinter mir her.

»Is keine Visite!« sag ich.

»Nehmen Sie mich«, Frau Annetilde Metzner faßt mir auf die Schulter, »wegen Ihres eingeschränkten Themenkreises: Erst als mein Mann selbst einen Herzinfarkt erlitt, erkannte ich reumütig, daß der Wert des Lebens wichtiger ist als alle finanziellen Kalkulationen.«

»Oder nehmen Sie mich!« ruft der alternde James Dean von ganz hinten.

»Quäl mich die ganze Nacht mit Selbstvorwürfen wegen Sterbehilfe oder Suizidgefahr, dann aber raus aussem Bett, frühmorgens den Mörder Max Ocker operiert. Das sah übel aus! Mittags den Stuntman Harry Poser. Das sah übel aus! Nachts die Bankräuber Matthes, Heinz und Willi. Das sah übel aus! Zwischendurch im Schwesternzimmer ein Gedicht geschrieben: Mime nur und Narr der Zeit / ich ernte nur Vergeblichkeit! Dann raus aus den Schwestern und dem Max Ocker eröffnet: Nach

dieser Operation können Sie nie mehr als Mörder arbeiten! Und Max Ocker darauf: Sie, das müssen wir feiern! Und meine Frau Christa: Es gibt Gerechtigkeit im Leben. Eine höhere Gerechtigkeit! Und mein Sohn Udo: Meine wilden Jahre sind vorbei! Und ich zur Oberschwester: Ihre Veilchen haben Blühkraft! Und dann reißt Udo vor Katarina aus. Käti reißt vor Ex-Kammerpräsident Taubricht aus. Frau Kolb hat eine Totgeburt. Hajo und Ralf vergewaltigen Astrid. Aber Wiebke Busch ist von ihrem Reitunfall genesen.«

Ich schaff es zum Pott. Reiß die Tür auf. Und alle 120 mit rein. Aber 'ne Einzelkabine krieg ich noch. Tür zu. Ich laß die Hosen runter. Setz mich auf die Brille. Und von draußen nur: Quack! Quack! Quack!

»Daß Christa Brinkmann Dr, Vollmer umarmt hat, war nur ein Mißverständnis!«

»Dr. Schäfer ist trotz seines Rheumaleidens in die Gletscherspalte gestiegen!«

»Oder ich gestern! Kommt 'ne Frau zu mir: Herr Professor, mein Busen ist nicht mehr so. Ich sag: Ihr Mann hat ein Doppelkinn. Sie: Das habe ich noch gar nicht bemerkt. Ich wieder: Weil Sie ihren Gatten lieben!«

Dear Nick! Weißt du, wie interessant einhundertzwanzig ausführliche Menschenschicksale sind, wenn einem selbst die Blase platzt!

Ich kann nicht schiffen! Weil alle anklopfen an mein Scheißhaus, bevor sie mir ihr Leben erzählen! Und wenn immer einer klopft, kann ich einfach nicht!

Ich schrei.

Da zwängt Lernschwester Elke ihren Kopf unten durch:

»Nimm aus den Schmerzen des Tages die Kraft!«

Ich jaul.

Brinkmanns Gebiß ist schon über der Tür:

»Der Schmerz, der mich traf, war Sehnsucht in mir!«

Direktor Mühlmann sticht seitlich durch die Pappe:

»Der Finger Gottes kam!«

Und über der Tür wieder der Brinkmann:
»Es ist die Zeit des Sterbenwollens!« Und dann hängt er
schon halb über der Tür drüber, und mit ausgebreiteten
Armen:

»Im Glottertal, im Glottertal,
da isch a jedes gern,
Wer d'Heimat hät im Glottertal,
der sehnt si nit in d'Fern.«

Einmal noch reiß ich mich zusammen. Zitier auch einen
ihrer Dichter. Schrei es dem irren Brinkmann rauf:

»Wilhelm Hauff, Das Gespensterschiff: In dieser Gesell-
schaft zu schiffen war mir ein Greuel!«

Dear Nick!

Jetzt habe ich die Klotür vollgeschrieben. Vielleicht
schickt sie dir einer, wenn ich geplatzt bin.

Wahnsinn ist gut. Aber ich will nicht diese Mischung aus
Andreas Gryphius und Hans Rosenthal:

Dies Jammertal... ist Spitze!

Ich will in meine Sorte von Wahnsinn!

Dein Buk

Lehrer

Da gibt es die Deutschlehrer, die eigentlich Lyriker wer-
den wollten und die ihren Schülern drei Tage, nachdem
sie die Klasse übernommen haben, ein Gedicht ohne
Autorennamen zur Interpretation unterschieben. Es gibt
die Mathematiklehrer, die eigentlich Handballprofis
werden wollten, bei denen aber die Bänder nicht mit-
machten. Dann die Musiklehrer, die in ihrer Jugend zu
viele amerikanische B-Filme gesehen haben, in denen
exzellente Trompeter in schmutzigen Bars gefallene blonde
Engel auf den richtigen Weg zurückbliesen. Aber die
Väter dieser Musiklehrer waren Biologielehrer, die ei-
gentlich als Biologen einer Mikrobe ihren Namen geben

wollten, worunter deren Frauen, die wegen der Schwangerschaft ihr Studium der freien Malerei abbrechen mußten, so litten, daß sie davon träumten, gefallene blonde Engel in amerikanischen B-Filmen zu sein. Daraufhin wurden die Söhne in Panik dann doch noch Musiklehrer.

Der Philosophielehrer wollte eigentlich an der Börse mit dem Prinzip Hoffnung heute Gewinn mit den möglichen Zahlen von morgen machen. War aber einmal im Überschwang gegen ein Taxi gelaufen, bewegte seitdem sogar die Finger nur noch mit Bedacht, was für die Börse nichts taugt, aber relativ gut in sein Bild des Philosophen paßte.

Da düstet in den Klassenräumen Punkt Acht, bei ungünstigen Busverbindungen für die Schüler entlegener Stadtteile ab Viertel vor, eine Traurigkeit. Diese Traurigkeit ist keine Trauer und schon gar keine Freudlosigkeit. Die meisten Lehrer gehen ja trotzig jauchzend ans Tagewerk. Es ist eine Betrübnis. Es ist mehr noch eine Bekümmertheit. Die sich allerdings im Laufe des Vormittags ausdehnt und gegen vierzehn Uhr mit ihrem fetten Arsch auf dem Schulgebäude sitzt.

Nun fahren die Lehrer nach Hause. Sie gehen sofort ins Arbeitszimmer und stellen ihre Aktentasche rechts neben den Schreibtischsessel auf den Boden. Neben dem Schreibtisch steht ein Sofa. Sie legen sich aufs Sofa und weinen in ihr kleines Kissen.

Meine Großmütter

Meine Eltern luden meine verwitweten Großmütter wenn möglich nur gemeinsam ein. So waren die miteinander beschäftigt. Sie saßen an der Wand rechts neben der Wohnzimmertür in zwei Sesseln und redeten über Lechtenbörgers Gelbsucht, Laskowskis Darmträgheit,

Jablonskis Leberzirrhose, Isphordings Kehlkopfkrebs, Eisenheimers Magengeschwüre, Kuchhäusers Gehirntumor, Kubinioks Gallensteine, Renczikowskis Beinamputation und Strohfelds Tuberkulose. Und wenn meine Mutter stöhnte, sie würde vom bloßen Zuhören krank, ob es für die beiden denn kein anderes Thema gebe, sagte die eine: »Da hast du auch recht, Hedwig!« Und die andere: »Weißt du, wer gestorben ist!«

Claudia

Jede Woche stehen fremde Männer – Deutsche, Türken, Spanier – in unserem Hausflur, haben nach stundenlangem Warten vor dem Haus bei den Nachbarn oder bei uns angeschellt und fragen nach einer Claudia. Alle tragen dunkle Anzüge oder altmodische Sakkos mit dazu passenden Hosen. Alle haben Plastiktüten, in denen Sektflaschen aneinanderschlagen und durch die feuerrote Mon-Chérie-Schachteln leuchten. Alle sind nach langem Warten nicht mehr wütend und nicht mehr enttäuscht, nur noch sehr verlegen. Sie bleiben auf halber Treppe stehen und fragen, ob im Haus eine Claudia wohnt. Dabei rutscht der eine von einer Stufe ab und fällt aufs Knie. Ein anderer greift ans frisch gestrichene grüne Treppengeländer. Und da er sich nicht traut, uns nach Terpentin oder Waschbenzin zu fragen, und wir erst viel später darauf kommen, daß wir ihm welches hätten anbieten sollen, sitzt er noch eine halbe Stunde in seinem Auto und wartet, bis die Farbe getrocknet ist und er das Lenkrad und die Schaltung anfassen kann.

Ein Gebrauchtwagenhändler aus Bremen hat uns erzählt, wie diese Claudia ihn in unser Haus bestellt hat. Sie hat ihn auf seinem Verkaufsplatz angerufen, hat sich mit Claudia vorgestellt und gesagt, sie habe in Bremen Urlaub gemacht und ihn dabei tagelang heimlich beobach-

tet.

»Sie gefallen mir sehr. Können wir uns sehen? Kommen Sie zu mir in die Wohnung.« Dann hat sie mir diese Adresse gegeben. Und gesprochen hat sie, daß ich dachte: Da ist alles drin! Und ich komm extra die dreihundert Kilometer runter!«

Wenn die Männer gegangen sind, klingeln die Nachbarn bei uns oder wir bei den Nachbarn.

»War wieder einer für die Claudia da!«

Wir stehen im Hausflur und lachen. Und überlegen, wo diese Claudia wohnt und wer sie sein könnte. Vielleicht wohnt sie im Block gegenüber, so daß sie die Männer beobachten kann. Vielleicht legt sie akkurate Listen an: Alter, Größe, Haarfarbe. Zweieinhalb Stunden vor der Tür gestanden. Drei Stunden. Mit Rubriken wie: geduldig, ungeduldig, unschlüssig, ärgerlich, traurig.

Die alte Frau über uns schüttelt immer nur mit dem Kopf: »Diese Claudia ist meschugge!«

Andere sagen: Hat nicht alle Tassen im Schrank! Will sich rächen. Will sich totlachen. Wir überlegen, wie sie wohl aussieht.

Claudia ist fett mit nächtlichen Wutanfällen und Freßorgien.

Claudia ist jung und sexy und brutal neugierig: Wann hören die Männer auf, scharf zu sein, und frieren nur noch?

Sitzt sie mit Fernglas im Geruch parfümierter Kerzen? Sitzt sie in einer Wohnung voll blasser Porzellanclowns?

Verkauft sie bis achtzehnuhrdreißig im Mantel vor Woolworth Stimmungscassetten? Oder ist sie die gutaussehende Hauptschullehrerin, die uns letztes Jahr zu ihrem Geburtstag eingeladen hat? Wo wir nach zwei Stunden gedacht haben: Depressiv sind wir selbst. Und abgehauen sind.

Über meinen Schwiegervater

Mein Schwiegervater war ein Mann der einfachen Lösungen. Als seine älteste Tochter unehelich schwanger wurde, warf er sie aus der Wohnung. Sein Sohn wollte vom Briefträger zum Pfarrer umschulen. Er warf ihn aus der Wohnung. Die mittlere Tochter verlobte sich mit dem Falschen. Da schmiß er sie raus. Daß er die jüngste Tochter bis zu ihrer Volljährigkeit für den Haushalt behielt, war nur natürlich, und daß sich seine kranke Frau nicht einmischte, statt dessen viel über Gräfinnen und Grafen las und früh starb, hat er öffentlich nie beklagt.

Er lebte lange. War mit sich zufrieden. Fiel mit zweiunddachtzig Jahren beim Kaffeekochen um und verbarrikadierte mit seiner Leiche die Küchentür.

Niemand weinte um ihn.

Unsere Familie steht regelmäßig auf dem Friedhof. Die Augen starr aufs Grab gerichtet, die Hände gefaltet, als ob wir beteten. In Wahrheit aber denkt jeder von uns etwas ungeheuerlich Kompliziertes. Zum Beispiel etwas aus der Weltpolitik. Aber mit so vielem Wenn und Aber, wie es noch nie ein Politiker ertragen hat. Oder aus den Bereichen Gesellschaft / Familie. Aber so verwickelt und stundenlang, sogar bei naßkaltem Wetter. Und auch wenn wir glauben, mein Schwiegervater habe für heute genug, fällt uns immer noch eine abwegige Winzigkeit ein, die wir noch gar nicht bedacht hatten.

Schon viele Witwen, die uns so sahen, fühlten sich beschämt.

Bettgeflüster

Der greise Mann auf dem Bildschirm lag im Bett. Ein
Mikrofon ragte weit ins Bild. Der greise Mann konnte
nur noch flüstern.

»Sechsdreißigmal ›Bettgeflüster‹.«

Der greise Mann machte eine lange Pause.

»Achtunddreißigmal ›Manche mögen's heiß‹.«

Eine Hand mit einem Tuch tupfte ihm die schweißnasse
Stirn.

»Vierzigmal ›Über den Dächern von Nizza‹.«

Der greise Mann zeigte mit der Rechten: vierzig, fünf-
fundvierzig, fünfzig.

Dann flüsterte er: »Casablanca«.

Er schloß die Augen.

Er riß sie wieder auf.

»Und alles habe ich wahrhaftig im Fernsehen gesehen!

In mein Haus kam kein Video!

Ich bin kein Vidiot!

Ich habe ein Leben lang auf die Filme warten müssen!

Ich habe mir Wiederholung für Wiederholung selber
erwartet!«

Dann sank der greise Mann zurück in die Kissen.

Hans drückte auf Stop und spulte das Band zurück.

»Noch im Sterben war dein Vater gehässig«, sagte Ilona.

»Du hast Vater nie gemocht«, sagte Hans und drückte
wieder auf Start.

Brilon-Wald

Ich steige in Gelsenkirchen in den Zug, steige in Dortmund um, steige in Schwerte um, fahre über Fröndenberg, Wickede, Neheim-Hüsten, Arnsberg, Meschede. Sitze mit einer Lupe über einer zurechtgefalteten Straßenkarte. Weiß so, daß ich an der Ruhr entlangfahre. 1952, als mein Vater dreimal diese Strecke fuhr, kam immer in Bestwig wegen der Steigung eine zweite Lok dazu.

Jetzt die auf der Karte schwarz gestrichelte Linie, ein Tunnel. Direkt nach dem Tunnel der Bahnhof Brilon-Wald. Nach dreistündiger Fahrt steige ich aus. Es ist 10 Uhr 42.

Ich photographiere den langgestreckten Fachwerkbahnhof und die qualmende Batteriefabrik. Als Hintergrund sehe ich immer bewaldete, herbstlich bunte Berge.

Ein schmales Tal. Ich frage den einzigen Schalterbeamten, ob es die Klinik Hoheneinberg noch gibt. Aus dem Bahnhof links, über die Brücke, dann sei sie ausgeschildert.

Die Straße steigt leicht an. Links die Batteriefabrik, die wegen der hohen Schornsteine nicht stinkt. Rechts der eigentliche Stadtteil Brilons in den Hang gebaut. Ich sehe die weiße Kirche und die hellen Häuser in ihren akkurat aufgeteilten Parzellen. Darunter ein Werk, von dem ich nur sehe, daß es bergeweise Kleinholz braucht.

Links der Anstieg zur Klinik. Nadelwald. Davor ein paar kleine Birken. Ich photographiere.

Meine Eltern sind beide in Gelsenkirchen geboren. Als Lungenkranke wurde meine Mutter zur Entbindung sechs Wochen vor der Geburt nach Brilon-Wald geschickt. Den Eltern meines Vaters hatten meine Eltern verheimlicht, daß da plötzlich eine Lungenkranke in der Familie war. Hatten vorgegeben, die dürre Mutter müsse zur Erholung ins Sauerland. Und der Großvater hat noch

gesagt: Hoffentlich wird das Kind nicht gerade dann geboren.

Ich photographiere den Weg zur Klinik, als müßte ich alles kartographieren. Es ist der einzige Weg in Brilon-Wald, der mich etwas angeht.

Die Klinik kommt schneller, als ich denke, und ist kleiner, als ich dachte. Wenn man auf sie zugeht, sieht man sie von einer schmalen Seite, und sie ist dann nicht imposant. Geht man an ihr vorbei den Berg hoch, hat man sie schnell unter sich, eine zusammengeklebte Miniatur einer Klinik. Hier hat mich meine Mutter geboren und durfte mich nach der Geburt drei Wochen lang nicht berühren, nur durch eine Fensterscheibe sehen. Die Nonnen haben meine Mutter überredet, mich in Brilon-Wald taufen zu lassen, denn ein ungetauftes Neugeborenes nahm man damals nicht mit auf eine Zugfahrt. Zur Tauffeier fuhr ich auf dem Arm eines Mädchens in der einen Ecke, meine lungenkranke Mutter in einer anderen Ecke des Fahrstuhls.

Ich gehe einmal um die Klinik herum, heute ein Erholungsheim des Reichsbundes. Will mich auf eine Bank setzen. Aber die ist naß. Gehe den Weg hinunter, den mich mein Vater Ende März 1952 hinuntergetragen hat. Da holte er meine Mutter und mich Getauftes ab nach Gelsenkirchen. Und die Ansteckungs- und Unfallgefahr war außerhalb der Klinik prompt nur noch in Gottes Hand.

Ich gehe hinüber in diesen merkwürdigen Stadtteil Brilon-Wald mit den auf Distanz stehenden, wenigen Häusern. Ein Cocker-Spaniel ist nur so wütend auf mich, daß er dabei nicht von der in den Berg gebauten Garage fällt. Die Pizzeria und die Kirche sind geschlossen. Die Bäckerei öffnet jeden Freitag von 16 bis 17.30 Uhr. Von hier aus kann ich die Klinik nicht sehen. Ich bin in einem Versteck geboren worden. Außer den Dampffahnen des Batteriewerkes bewegt sich jetzt nichts. Natürlich überall

auf hohen Bergen bunter Herbstwald. Hätten meine Eltern mich nicht nach 21 Tagen aus diesem Ort weggetragen, säße ich jetzt irgendwo in Brilon-Wald nachts auf dem Dach meines Eigenheims und würde schreien oder mit Steinen schmeißen.

Über das Verleihen von Büchern

Ich lasse die Leute, die vor meinen Regalen stehen, nicht aus den Augen. Und sieht einer so aus, als wolle er sich ein Buch ausleihen, ziehe ich ein Gesicht, als würde ich, spräche er die Bitte aus, sofort in eine lebenslängliche Depression fallen, und so bleiben meine Bücher im Haus.

Selbst die vergammelten Taschenbücher mit schmierig gelben Seiten und gebrochenen Rücken, bei deren Berührung mir Schwämme an den Fingerspitzen und Pilze an den Lippen wachsen, muß ich stets um mich haben. Genauso wie die Bücher, die mich genarrt haben, weil ich damals beim Lesen keine Distanz zu ihnen wahren konnte: Sartres Ekel zum Beispiel und Hesses Steppenwolf. Was habe ich mir damals beim Lesen gewünscht, ähnliche Defekte zu haben wie die Hauptfiguren der Romane. Jetzt habe ich die Defekte, bin aber keine Romanfigur. Es gibt Bücher, die mich schon mit ihrem ersten Satz zum Dilettanten machen: Jemand mußte Josef K. verleumdet haben, denn ohne daß er etwas Böses getan hätte, wurde er eines Morgens verhaftet. Gerade an diesen Büchern hänge ich in masochistischer Liebe, und kann sie nicht jemandem ausliefern, der bei jedem Telefongeklingel das Buch aufgeschlagen auf den Tisch legt und jedesmal ausführlich mit der Faust über den Buchrücken bügelt. Und aus einer Gesamtausgabe kann ich schon gar keinen Band verleihen, da schmerzt die Lücke in der Nummerierung.

Unter meinen etwa viertausend Bänden gibt es grausam schlechte Bücher. Aber auch die brauche ich nach einem Tag, an dem ich selbst nichts zustande gebracht habe. Im übrigen habe ich Angst vor den Klolesern und vor Leuten wie mir, die geliehene Bücher nicht zurückgeben. Das sind bei mir etwa zehn Bücher. Die nehme ich manchmal in die Hand und freue mich, daß auch in mir wenigstens ansatzweise kriminelle Energie steckt.

Der Weihnachtsmann

Einst schleppte ein Weihnachtsmann so schwer an seinem Sack mit Geschenken, daß er gerechterweise in der Stadt G. eine Pause einlegte. In der Stadt G. aber war zur selben Zeit ein Weihnachtsmarkt aufgebaut. Den sah der Weihnachtsmann und aß eine Bratwurst, aß eine Krakauer, aß eine Brühwurst und trank eine Cola. Gestärkt ging er einen Schritt weiter, aß drei Reibekuchen und trank ein Bier. Ging zwei Schritte nach links und aß Champignons in Käse. Aß etwas weiter einen Pfannekuchen mit Apfelschnitz, blieb dann vor einer Glühweinbude hängen, trank vier Becher Glühwein und zettelte eine Schlägerei an. Danach aß er noch eine fettige Fischpfanne. Dann schenkte er rasch alle seine Geschenke einem Kind, das eigentlich schon alles hatte. Und dann kotzte er in diesen großen, roten Sack.

Nordkurve (1982)

Jeden Morgen achtzig Kilometer von Münster zum Stadion. Jeden Morgen zum Training. Heute ist schon Mittag. Heute zum Spiel.

»Ich fahre meinen Sohn. Warum soll ich den Flesch fahren, wenn ich meinen Sohn fahren kann?«

Der nächste Satz von Herrn Enk kommt kurz vor Albachten.

»Ich habe nicht umsonst meinen Beruf aufgegeben.« Bis Appelhülsen wieder nur der Motor.

Dann wieder Herr Enk.

»Ich sehe das immer noch. Flesch hat meine Kündigung erhalten. Lädt mich vor. Fragt. Und ich erkläre es ihm. Flesch sagt nichts. Dann sagt er: ›Enk, Sie sind ...‹ Dann sagt er nichts. Und ich sage: ›Weitblickend, Herr Doktor Flesch.‹ – ›Weitblickend‹, wiederholt Flesch. Er steht auf. ›Und wenn Ihr Sohn kein Star wird?‹ – ›Er wird.‹ – ›Wann?‹ – ›Bald.‹ Ich lache. ›Wir drängen uns auf durch Leistung, sage ich. – ›Wovon leben Sie bis dahin?‹ – ›Bis dahin ist es nicht mehr weit‹, sage ich, ›da leben wir vom Eingemachten, Herr Doktor Flesch.‹ – Das war eine Szene. So etwas gibt es ganz selten.«

Diese Szene dauert bis Buldern, weil Herr Enk diese Szene ausspielt. Sonst kommt sie erst zwischen Dülmen und Hausdülmen. Heute war sie früher dran.

»Was sage ich? Beruf aufgegeben? Ich habe den Arbeitgeber gewechselt. Mein Arbeitgeber ist mein eigener Sohn! Ich bin sein Chauffeur. Ganz in Grau mit Bügelfalte und Mütze für Flesch oder im Hemd für meinen Sohn. Oder soll ich eine Uniform anziehen? Clemens? Mal für dich? Für was ganz Besonderes. Für deinen ersten, großen Einsatz? In einer alten Chauffeuruniform wie zu Fleschs

Zeiten? Mit Wagenschlag auf? Mit Hand zur Mütze?«
»Können wir nicht über die Autobahn fahren?« fragt
Clemens.
»Red nicht.«

Bis Dülmen wird nicht geredet.
In Dülmen wissen sie nichts von grüner Welle. Die Enks
warten vor jeder Ampel.
Sechs Kilometer nach Merfeld, liest Clemens. Nach
rechts abbiegen. Fertig.
Aufhören, denkt Clemens. Aufhören mit dem Zählen.
Nicht, daß ich wieder alle Hinweisschilder zähle, die
nach rechts zeigen.
Die Enks fahren.
Sie kommen durch Haltern gut durch.

»Mit neun haben sie das erstmal von Talent gesprochen.
Spät, ich weiß. Aber ganz und gar nicht zu spät!« sagt
Herr Enk.

»Mit dem jungen Beckenbauer vergleichen sie dich in-
tern. Eigentlich nimmt man's nicht ernst. Irgendwann
vergleichen sie jeden mit ihm. So zur Beschwörung. Weil
nach ihm keiner gekommen ist. Aber bei dir nehm' ich's
ernst.«

»Wer vergleicht mich?«

»Intern.«

»Und du weißt es?«

»Ja.«

»Und warum stellen sie mich nicht auf?«

»Die bauen dich auf. Die feilen. Du wirst nicht verheizt.
Dräng nicht.«

Sie fahren über die Lippe und über den Lippe-Seiten-
Kanal.

»Red wat!« sagt Herr Enk.

»Was?«

»Du mußt ›wat‹ sagen«, sagt Herr Enk, »hier is Kohlenpott. Hier ham se die Sprache verlärnt. Dat kommt von die Pollacken nachem Kriech. Ich kenne das, weil wir solch einen im Betrieb hatten. Im Fuhrpark. Mit die Öllappens und für zum Luftaufpumpen.«

Herr Enk lacht.

»Wenn du bei Bayern München spielen würdest, würde ich sagen: jeden Satz mit ›Jo mei‹ anfangen. Aber noch spielst du nicht bei Bayern.«

»Bei Inter Mailand sage ich dann jedesmal ›Si, si.« »Si, si«, sagt Herr Enk.

In Recklinghausen biegen sie von der Bundesstraße 51 ab.

»Wahrscheinlich wird Hollmann spielen. Der ist auch achtzehn, und was der für'n Vertrag hat, weiß keiner. Wart's ab. Hollmann spielt, und ich wickel mich in meine Decke.«

»Hollmann wird verheizt«, sagt Herr Enk.

»Hollmann spielt«, sagt Clemens.

»Hollmann ist auf Links in zwei Jahren verschlissen. Aber du wirst Libero. Das dauert. Das geht nicht mit Achtzehn.«

Zwischen den Wiesen hinter Recklinghausen legt Herr Enk seinem Sohn die Hand aufs Knie.

»Das ist Familie beim FC. Glaub mir. Präsident und Trainer und Geschäftsführer und ihr Jungen, das ist ein Zusammenhalt. Bayern München und Hamburg, da läuft alles mit Geld. Das kommt für dich später, wenn du weißt, was du willst. Wenn du ein As bist, wenn du weißt, wo's langgeht. Lach ruhig, aber du brauchst jetzt liebevolle Pflege. Und das war schon immer beim FC.

Schon vor dem Krieg. Der Zusammenhalt!«
Vater und seine Weihnachtsstimmungen, denkt Clemens. Vater, der Sanfte.
»Bist du in Form?«
»Weiß nicht«, sagt Clemens. Herrn Enks Hände krampfen.
Kasper!
Der Alte ist wie ich. Und ich bin wie Hubsi.
Quatsch.
Doch.
Nur einmal hab' ich vor dem Bierladen gewartet.
Alles dicht.
Da kommt der.
Hab' ich den da schon gekannt? Nee.
Bleibt stehen. Wartet mit seinem blauen Scheitel.
Punker- Arsch.
Fein, sagt er, dies Höschen.
Ich sag' nichts.

Und die Kerle lechzen (1986)

Mein erstes Bordell betrat ich mit fünfzehn an der Seite des berühmten Geheimagenten Thomas Lieven.

»Das Haus Nummer 16 erwies sich als kleines, altmodisches Hotel mit einem verwitterten Restaurant zur ebenen Erde. Über dem Eingang hing eine Messingtafel in Form einer weiblichen Silhouette, und darauf stand: CHEZ JEANNE.

Im Salon gab es Kronleuchter, Plüsch und Pleureusen, Topfpflanzen, die verstaubt aussahen, ein Grammophon und einen großen Spiegel, der eine ganze Wand bedeckte. Es roch nach Parfüm und Puder und kaltem Zigarettenrauch.

Ein wenig beklommen sagte Mimi: »O Gott, glaubst du, das ist hier ein...«

»Mhm«, sagte Thomas.«

Eine rotseidene Tapetentür geht auf. Drei junge, nackte Mädchen kommen herein, marschieren lächelnd zum Spiegel und drehen sich im Kreis. In dieser fröhlichen Atmosphäre habe ich zusammen mit Simmels Meisterkoch die Pausen des Agentenrummels genossen. Unter diesen fröhlichen Mädchen fanden wir beide Spannung und Entspannung.

Ins zweite Bordell ging ich nur ein Jahr später mit Heinrich Böll, dem Meister der mißlungenen erotischen Szenen. In meiner Schullektüre »Der Zug war pünktlich« saß der Soldat Andreas in einem Warschauer Bordell an einem Klavier und spielte der polnischen Patriotin Olina eine Sonatine von Beethoven vor. »Er spielte die Sonatine etwas unsicher, aber rein, so rein, wie sie sie noch nie gehört hat, so klar und sauber.«

Nicht so sauber, aber wesentlich klarer war es dann mit Henry Miller. »Der Montmartre ist verbraucht, verblichen, verwahrlost, nacktes Laster, käuflich und vulgär. Er

ist eher abstoßend als anziehend, aber so verführerisch abstoßend wie das Laster selbst.« Ich konnte mit Miller sagen: »Ich liebe Menschen, die den Sturm im Blut haben!«

Weiter ging es mit Baudelaire und Bukowski.

»Der Teufel zieht die Fäden, die uns führen!«

»Vom Eklen nehmen wir noch Reize mit...«

»'Sag ma, willst du mir etwa erzählen, du konntest ihm nix von dei m Arsch verkaufen? Wir haben ihm unser bestes Zimmer für nur 5 Dollar gegeben. Und du willst mir erzählen, du konntest ihm nix von dei m Arsch verkaufen?«

Die Suche im Bücherschrank nach den »Paradiesen der Außergesellschaftlichen« erstreckte sich bis hin zu Zehnmarksheften mit »Originaladressen«: Dorte, die »Samenräuberin« aus Hamm, »auf der bei überraschend günstigen Startgeldern auch verwöhnte Reiter voll auf ihre Kosten kommen.« Nie nach Hamm gefahren.

Die Sichtblenden am Düsseldorfer Puff direkt am Hauptbahnhof für Schallschluckkonstruktionen gehalten und die armen Familien in diesen ständig düsteren Zimmern bedauert.

Das Äußerste an Milieuerfahrung: In einer Peepshowkabine auf den Schlieren meines Vorgängers gerutscht. Überzeugt: Da drehen sich die Anita Drögemöllers, die, wenn du sie näher kennenlernst, selbstbewußt ins Philosophische lappen: »Eins sachich dich. Irnswo is allet Betruch. Auch dat Vögeln. Kommt mir vor, wie soll ich sagen, wenn ich dat so seh, wattie Männer alles aufen Kopp stelln, bisse man dran sind. Irntwie is dat, ich mein, dat Bumßen is wie'n Schweigegeld. Ja? Vonnen Härgott. Zum Ablenken, ja? Son Klümbgen, 'n süßet, daß keiner meckert un se alle mitmachen. Dat Motörken! dattär ganze Betrieb überhaupt im Gang bleibt. Mann, ich weiß nich, wie ich dat sagen soll: damit eem keiner klaa sieht, watten Beschiß dat Leem in Wahheit is.«

In der Tageszeitung spaltenlang: Hausfrauen verwöhnen den Herrn in privaten Räumen! Mutter und Tochter suchen lukrative Nebenbeschäftigung! Vollrasseweib freut sich auf dich!

Hauptstraße 62? Das muß doch hier um die Ecke sein! Und eine andere Wirklichkeit haben als die Texte im Bücherschrank.

Wöchentlich hinter den Wischer geklemmt die Einladungen zu Schlammschlachten, Miß-Busen- und Miß-Po-Wahlen. Neueröffnungen von Saunaclubs und Sonnenstudios. Neue Sonnen eingetroffen!

»Skandal im Sperrbezirk! Skandal! Skandal um Rosi!«

»Oh Margarete, gib mir die Knete
und gibst du mir nicht die Knete
dann rate ich dir, bete!«

Endlich samt Verleger so neugierig geworden, daß ich mich 'nebenan' umgesehen habe.

Mal weg von Hamburg, Frankfurt, New York. Wer sind die Menschen, die in Dortmund und Kamen, Oberhausen-Buschhausen, Gelsenkirchen, Hamm-Heesen, zwischen Lüdenscheid und Halver und in Werdohl-Ütterlingen sich »knackig und spritzig« präsentieren, um andere unvergeßliche Stunden erleben zu lassen? Warum macht Uschi, »der schwarze Krauskopf mit den mächtigen Memmen«, müde Männer munter? Wie sehen sich die Frauen selbst, von denen Disco-Schlammschlacht-Organisatoren behaupten, die seien ihnen zu schmierig? Wie sieht diese private Atmosphäre aus, in der sich solvente Herren verwöhnen lassen können?

Unsere nächsten Überlegungen galten der Arbeitsmethode. Wallraffen geht nicht. Mir bliebe hier wohl nur die Verkleidung als Kunde oder als Zuhälter. Also werde ich immer sagen, was ich vorhabe, auf die Gefahr hin, daß ich ausgelacht oder rausgeschmissen oder verprügelt werde.

Und eh ich dann anfing, habe ich doch wieder erst ein-

mal was gelesen. Zum Beispiel: »Die weiße Taube flog für immer davon«. Zum Beispiel: »Domenica«, Zum Beispiel: »Das ist ja zum Peepen«.

Danach hab ich geträumt: Ich steh in einer Peepshow-Solokabine, und das Mädchen fragt gerade, wieviel ich anlegen will. Da ziehe ich meinen Verlagsvertrag aus der Tasche und sage: Passen Sie auf, Fräulein, ich bin Schriftsteller und schreibe ein Buch. Könnten Sie mich vielleicht ein wenig informieren über Arbeitsbedingungen und Lust und Frust? Da sagt das Mädchen, sie sei Soziologiestudentin und mache die Peepshowarbeit, um darüber eine Doktorarbeit zu verfassen. Ich sei heute schon der dritte Schriftsteller, sie hätte jedenfalls so ziemlich die Nase voll.



Foto: privat

Jetzt ist Feierabend! (1989)

Inge klettert aus der Wanne und läßt sich auf einen hellblauen Frisierhocker fallen. Sie wartet, bis sie wieder ruhiger atmet. Im Sitzen frottiert sie sich ab. Zieht wie immer, wenn sie nackt ist, einen Strich über die untersten Rippen: Bis hier ist alles okay, den Rest hasse ich, schieres Fett und offene Beine. Sie tupft ihre Beine ab und bandagiert sie. Die alte Waschmaschine beginnt heulend zu schleudern. Inge knöpft den großblumigen Bademantel bis zum Hals zu.

Ihre stämmige kleine Tochter ist noch im Nachthemd. Hat an einen Kleiderbügel ein Band und an das Band eine Sandale gebunden. Damit hetzt sie den Hund durch die Wohnung. Lockt ihn mit der Sandale. Der Hund rast durch den Korridor über Schmutzwäsche und Bügelwäsche. Keift und springt ins Leere. Inge, ein Handtuch um die nassen Haare gewickelt, schlurft aus dem Bad.

Zieh dich endlich an! Gibt dem Hund einen Tritt.

Vom Plattenspieler kommt schrille Musik. Am Eßzimmertisch sitzt ihr vierzehnjähriger Sohn zwischen auseinandergenommenen Bügeleisen und benutztem Geschirr. Drischt mit Bleistiften den Rhythmus auf ein Schulheft. Inge wischt den Tonarm zur Seite und schiebt die Schiebetür mit der Milchglasfüllung zum Wohnzimmer auf. Schiebt sie hinter sich zu. Inge zwingt sich auf die Telefonbank. Nimmt den Hörer und wählt. Wartet.

Als sich jemand meldet, fragt sie: Willst du mich heiraten?

Inge wartet nur die Antwort ab. Dann legt sie auf.

Als das Telefon läutet, hebt sie nicht ab.

Dann ruft sie ihren Bruder an: Ich heirate.

Glaub ich nicht, sagt der Bruder. Inge legt auf.

Habt ihr keine Schule!
Inge geht durchs Eßzimmer ins Schlafzimmer. Schließt die Tür hinter sich. Im Bett liegt der Polizist. Inge setzt sich auf die Bettkante.
Und du erschießt also heute deine Frau und deine Schwiegermutter?
Die Jüngste öffnet die Schlafzimmertür.
Mama.
Raus!
Durch die geschlossene Tür gibt Inge Anweisungen.
Der grüne Pulli hängt auf dem Trockenboden.
Nein, es gibt kein Geld! Übermorgen erst.
Nicht den roten Rock! Du hast sie wohl nicht mehr alle!
Der Polizist weint.
Brutal und weinerlich, das ist die häufigste Mischung und die langweiligste, sagt Inge. Schieß sie in den Wind, wenn sie dich quälen. Deine Frau ist reich, wird kein Geld von dir verlangen. Du bist Beamter ohne Kinder. Wo liegt das Problem?

Inge hat den Polizisten gestern in der Kneipe kennengelernt. Er war aufgedreht und witzig, sie krank von einer italienischen Nacht mit fünfundzwanzig Sambuca, traurigen Liedern und einer Fastschlägerei mit ihrem ältesten Sohn, der seit einem Jahr darauf drängt, den Namen seines Vaters zu kennen.
Inge nahm den Polizisten mit nach Hause. Sie zog sich aus. Er sah nicht hin.
Was ist? War ich in der Kneipe hübscher?
Der Polizist begann zu schluchzen.
Ich bin fett. Ich muß darüber heulen, nicht du!
Statt mit Inge zu schlafen, hat er von seiner Frau und seiner Schwiegermutter erzählt. Zwei vermögende Frauen, die ihn demütigen. Nach zwei Stunden erzählte er Inge von seinen seit Jahren gehegten Mordplänen, und Inge hätte lieber eine kurze und präzise Zeitungsmeldung

von diesem Doppelmord gelesen als umständlich in unendlichen Wiederholungen von diesem ihr fremden, heulenden und winselnden Mann in dessen Plan eingeweiht zu werden.

Einmal sagte sie, sie wüßte jetzt, wie sich Männer fühlen, die mit drittklassigem Charme und viel Eierlikör ein Mädchen ins Schlafzimmer gelotst haben, das sich dann sofort bekotzt und die ganze Nacht im verschlossenen Badezimmer ihren Rock bürstet und dabei ihr Leben erzählt.

Das Raffinierteste sei, sagte der Polizist, daß die Tat nach Affekt ohne erkennbaren Plan aussehen werde.

Inge war eingeschlafen und wurde morgens vom Schreien der Tochter geweckt, als sich Tochter und Polizist auf dem Klo trafen.

Warum machst du aus allem ein Drama?

Hau ab! Laß sie sitzen! Sie liebt dich nicht. Na und? Ich liebe dich auch nicht. Das sind schon zwei. Und du bist trotzdem mitgekommen. Du solltest mir meine Heiratspläne verjagen. Ich wollte die ganze Nacht gegen meine Heiratspläne anstöhnen. Leider wurde nichts daraus. Weil sie dich an deiner Ehre gepackt haben. Wie traurig! Du bist eine Nutte.

Eben nicht, sagt Inge. Aber Puffmutter wäre ich gerne. Sehr korrekt die Leute verarschen, das läge mir. Siehst du, ich habe auch meine Ehre, du Pappnase. Nur meine ist nicht empfindlich.

Nein, er wolle nicht frühstücken, sagt der Polizist. Ob sie nie fremden Menschen mit ihrer Lebensgeschichte auf die Nerven gegangen sei.

Nein, sagt Inge. Denn ich erzähle nur auf Wunsch. Und auch dann nicht wehleidig.



Mit Diether Krebs (Foto Manuela Koch)



... und Götz George (2000, Foto privat)

Schlaflose Nacht (1994)

Vom mönchischen Leben

Im Taschenbuchladen, mitten im Wust der schreienden Cover, sehe ich einen seltsam ruhig gestalteten Umschlag. Von einem kaum nachweisbaren Blauton gerahmt das schwarzgelbe Photo eines sonnendurchfluteten gotischen Kreuzgangs und darin ein sich demutsvoll beugender Mönch. Die Geschichte einer Sehnsucht sei im Buch beschrieben, sagt die Titelunterzeile, der ich sofort glaube, und ich kaufe das Buch, ohne vorher in ihm zu blättern.

Gehe, darin lesend, durch meine Wohnung. Denke, ich sei der Wanderer im Gebirge, der nächstens an eine Klosterpforte klopft und verlöre mich in altertümliche Sätze: Dem Wanderer ward aufgetan von einem einnehmenden Mann von mäßiger Statur. Wünsche, ich wäre der einnehmende Mann, gegürtet mit einem sauber gedrehten Strick, bemerkenswert für seine Jahre.

Ich gehe und lese, jenseits der Pforte sei Ruhe. Lese von zwei Hecken aus wilden Rosen, vom lateinischen Chor gebet, von einer feinen Oberstimme, vom tiefen Gefühl der eigenen Unwürdigkeit. Vor Jahren einmal hat mich mein Schulfreund Fabian durch einen Bonner Kreuzgang geführt, wo ich betete: Lieber Gott, es ist nicht heiß, laß uns trotzdem eine Kneipe finden! Und erst in der Kneipe dachte ich, wie schön der Kreuzgang war und wie schön es war, durch den Kreuzgang zu gehen.

Ich lese weiter. Ich, der Wanderer, sitze in einem stillen, halbdunklen Raum. Ich, der Mönch, tische auf. Ich, der Wanderer, esse und trinke. Die Welt ist ferne. Die Gärten voller Herbstflor. Mea culpa. Die Mönche lieben die Nacht. Ein strenger, schauerlicher Gesang hub an. Die jahrhundertealte Bitte um Segen. Mein Schreibtisch sieht

wirklich so aus, als habe an ihm ein Pastor der Jahrhundertwende epigonale Schwermut erdichtet. Ich blättere schneller durchs Buch, weil ich ja weiß, daß Stimmungen bei mir nicht lange anhalten, und lese: Es schien sein Anliegen wie das aller anderen Brüder zu sein, diese Stunde mit keinem Ereignis, keinem Schmerz, keiner Lust, keiner Leistung, keinem Erfolg, keiner Zeugung zu füllen.

Das mag für heute morgen gegolten haben, als ich nach dem ruhigen Cover und dem Begriff Sehnsucht gegriffen habe. Ich weiß zwar nicht, wann ich das letzte Mal über meine Sehnsüchte, denn ich habe sicher mehr als eine Sehnsucht, nachgedacht habe, aber daß dann, wenn sich meine Sehnsüchte erfüllen, gar nichts passiert – keine Lust, keine Leistung, kein Erfolg –, das ist mir ekelig. Ich mag keine Paradiese, in denen ich die Zunge rausstrecke und nichts schmecke.

Ich blättere schneller ohne zu lesen und klappe dann das Buch zu. Sortiere es ein. Laut Hieronymus Bosch sitzen wir nun mal im Wirtshaus zum toten Aas. An die eine spitze Rippe hängen wir unseren Hut, auf die andere setzen wir uns, daß sie uns durch die eigenen Rippen wieder heraustritt. Und auch mit meinen übrigen Alpträumen habe ich mich längst arrangiert.

Und falls ich heute morgen im Taschenbuchladen Trost gesucht haben sollte: schon als Schüler haben mich die Litfaßsäulen mit den meterhohen Frauen in Triumphkorsetts über meine Zensuren hinweggetröstet.

Vater stirbt

Mutter ruft mich morgens an. Die Klinik habe angerufen. Vater ginge es sehr schlecht. Meine Frau, der Junge und ich holen Mutter ab. Wir fahren ins Klinikum. Vater liegt wieder auf der Wachstation. Unvorbereitet betreten wir alle das Zimmer und treffen auf meinen sterbenden Vater, dessen Gesicht aussieht, wie das Gesicht seiner Mutter.

Vater ist nicht bei Bewußtsein. Die geschlossenen Augenlider liegen flach auf, als seien die Augen schon eingefallen. Der Junge umklammert mich und fängt an zu weinen. Wir alle weinen. Ich schicke meine Frau mit dem Jungen aus dem Zimmer. Mutter setzt sich auf den neben dem Bett stehenden Stuhl, ich stelle mich neben das Bett. Mutter hält Vaters Hand. Wir sehen aus dem Fenster.

Ich sage: »Ich schicke den Jungen und Gundi nach Hause.«

Ich gehe auf den Flur. Der Junge umklammert mich weinend: »Sag dem Opa, daß ich ihn liebhabbe, aber ich kann nicht mehr da reingehen.«

Mutter sitzt auf dem Bett, hält Vaters rechte Hand. Ich sitze auf dem Stuhl, halte seine Linke, gewöhne mich an sein Gesicht. Im Wachzimmer stehen Vorratsschränke der Station. Immer wieder betritt Pflegepersonal das Zimmer, was gut tut. Erst denke ich: Ich weiß nicht, wie ich mich geben soll, wenn die Schwestern uns ansehen. Bis ich weiß, das ist hier egal.

Vater liegt in der Ecke, in der vor ein paar Tagen die verzweifelte junge Frau gelegen hat. Aus dem durch eine Schiebetür getrennten Nebenraum höre ich den Kommentar zur beginnenden Vierschanzentournee.

Mutter und ich trinken Kaffee. Ich zähle die Tropfen der Infusion. Wir halten Vaters Hände. Einmal öffnet Vater die Augen. Ich hoffe, daß wir ihn anlächeln.

Wir haben Zeit. Abends werde ich, als ich zur Toilette gehe, von einer Krankenschwester gefragt, ob Mutter die Nacht im Krankenhaus verbringen will. Man könne ihr einen bequemen Krankenstuhl ins Zimmer schieben. Mutter will.

Ich fahre mit dem Taxi nach Hause. Am Morgen packe ich in meine Aktentasche Peter Handkes »Der Chinese des Schmerzes«, nicht wegen einer möglichen Assoziation im Titel, nur weil ich es gerade gekauft und noch nicht gelesen habe. Ich glaube ernstlich, neben meinem sterbenden Vater lesen zu können. Dazu die Kladde, in die ich alles notiere, vom magersten Einfall bis zu meinen Blutdruckwerten. Ich klemme einen Kugelschreiber an die Innenseite der Tasche, auf Reisen nie einen wertvollen.

Station M4, Zimmer 208, 10.00 Uhr morgens.

Hat mich meine Frau gefahren oder habe ich ein Taxi benutzt? Von der Intensivstation haben sie Vater wieder in sein altes Zimmer geschoben, in dem er sich noch vor ein paar Tagen nicht lautstark aber mit der Verbissenheit, die ihm noch möglich war, mit einem fetten Mann über das zu öffnende oder zu schließende Fenster und die auf- oder abzudrehende Heizung darunter stritt. Deshalb denke ich: Sein altes Zimmer. Aber es ist sein Sterbezimmer.

Mutter liegt auf dem Bett am Fenster, in dem Vater sonst lag, der keuchende Mann mit der zerstörten Bauchspeicheldrüse ist nicht mehr da. Vater liegt gelb im Bett am Waschbecken. Mutter betet den Rosenkranz, den sie mir zur Kommunion geschenkt hat, und den sie immer in ihren Handtaschen bei sich trägt. Sie hat nur gebetet, kaum geschlafen. Ich habe Durst. Mutter zeigt auf ein Glas Wasser.

Ich sage: »Wir müssen aufpassen wegen der Ansteckung.«
Mutter sagt: »Vater steckt niemanden an und hat auch nicht daraus getrunken. Er ist ja gar nicht wachgewor-

den. Aber du brauchst ihn ja nicht anzufassen so wie ich.«

»Natürlich fasse ich ihn an«, sage ich.

Mutter bestellt sich ein Taxi und fährt nach Hause. Ich sehe aus dem Fenster. Durch meine Tränen zittert das Klinikgebäude gegenüber.

Ein trockener Weihnachtszweig am Garderobenhaken.

Eine Trinkmengenangabe an der Wand: Tasse 150 ml, Kännchen 250 ml. Daneben ein vergilbter Druck. Vierzehn Fischerboote auf einer Landzunge.

Die Heizung ist aufgedreht. Die Wintersonne scheint durchs Fenster. Ich sonne mich.

Dann setze ich mich zwischen Sonne und Vater, weil ich Angst habe, die Sonne könne ihn trotz Morphinum wecken. Manchmal öffnet jemand die Tür. Die einen wollen Vater einen Pastor kommen lassen, andere wollen ihn fragen, was er zu mittag essen will.

Es ist heiß. Ich ziehe einen Vorhang zu und esse Tomatensuppe. Das alles notiere ich mir in meine Kladde.

Eine Schwester läßt die Jalousie herunter. Ich zähle auf Vaters Bett die Zwischenräume im Schattenbild der Jalousie.

Ich traue mich nicht zu sagen: »Vatterchen stirb, ich bin doch bei dir, dir kann doch nichts passieren.«

Und ich sage: »Vatterchen, machs dir nicht so schwer.«

Und dann sage ich doch: »Das bißchen Sterben kriegen wir schon hin.«

Sein Kopf liegt auf Handtuch und Kissen, wie der schutzlose Kopf eines Säuglings. Ich streichel ihm die kalte, gelbe Stirn. Er atmet durchgehend laut.

Ich pinkel ins Handwaschbecken, um das Zimmer nicht verlassen zu müssen. Eine Küchenfrau bringt Kaffee. Ich will eigentlich coffeinfreien. Hat sie nicht.

Ich sehe mir Vaters Hände an, fühle, wie weich seine Haut auf dem rechten Handrücken ist. Wenn er kleine Verletzungen an den Händen hatte, Blutergüsse, Risse,

habe ich die Verletzungen manchmal prüfend betastet. In Wirklichkeit habe ich seine Hände streicheln wollen. Plötzlich atmet er leiser. Ich sehe ihm ins Gesicht. Ich fasse seine Hand. Vater reißt die Augen auf. Es sind gelbe Augen. Es ist 15 Uhr 44. Ich renne nicht los, Hilfe zu holen. Mutter, ich und die Ärzte haben uns darauf verständigt, Vater nicht wiederbeleben zu lassen. Ich bleibe sitzen. Halte seine Hand. Vater ist tot.

Ich gehe in den Flur. Will einen Arzt heranwinken. Der versteht mein Winken nicht. Ich sehe ins Schwesternzimmer, sage: »Ich glaube, mein Vater ist tot.« Die Schwester, der Arzt, eine Ärztin und ich gehen zurück in Vaters Zimmer. Ich setze mich. Fasse Vaters Hand. Weine. Lege meine Brille auf Vaters Bettdecke. Höre die Schwester dem Arzt sagen: »Herr Klaus, er lag im Sterben, wir sprachen darüber.« Es ist wohl der diensttuende, nicht der behandelnde Arzt. Arzt und Ärztin verlassen den Raum. Die stabile Schwester legt mir die Hand auf die Schulter und sagt: »Jetzt ging es doch sehr schnell. Wir lassen Sie jetzt noch ein wenig allein.« Ich lege mir Vaters rechte Hand auf den Kopf, er soll mich segnen. Ein ähnliches Bild habe ich früher in meiner Kinderbibel gesehen. Die Schwester kommt zurück. Ich klatsche auf Vaters rechte Hand: »Vatter, das wars.«

Ich rufe meine Frau an. Die ruft Mutter an. Die beiden kommen. Meine Frau streichelt Vaters kalte Stirn. Die Schwester sagt: »Streicheln Sie ihn auf der Brust. Da ist er noch warm.«

Jetzt ist Josef ja tot

Hinter dem Sarg mit Josef Schlingensiefs Leiche gingen seine Witwe Sonja und seine Schwester Therese Schätzlein. Den beiden Frauen folgten etwa einhundert Personen, Verwandte, Freunde, Nachbarn, aber auch einfache Zeitungsleser, die erst durch die drei Artikel im Lokalteil auf Josef Schlingensiefs Schicksal aufmerksam gemacht worden waren. Es war kalt. Im Laufe des Tages würde es sicherlich aufklaren. Schon hob sich der Nebel. Sogar die letzten im Trauerzug hätten, wenn die Träger nach links oder rechts abgebogen wären, den Sarg sehen können. Aber erst einmal ging es nur geradeaus.

»War der billigste, den sie hatten«, sagte Sonja Schlingensief, und Therese Schätzlein neben ihr dachte, das laute Knirschen der Schritte im Kies hätte vielleicht ein paar Silben verschluckt.

»Was?«

»Der Sarg«, sagte die Witwe. »Das sag ich dir lieber sofort, eh du mir das irgendwann vorhältst.«

»Sieht doch gut aus«, sagte Therese ein wenig beleidigt.

»Kiefer«, sagte Sonja.

»Haben sie heute viel«, wußte Therese.

»Josef mochte ja Eiche«, sagte die Witwe. »Ich hab mir Eiche angeguckt. Einer war da, da konntest du oben am Kopf eine Klappe aufmachen. Sah aus wie ein Barfach im Wohnzimmerschrank. Ich mag keine Eiche.«

Zu Lebzeiten war Josef Schlingensief Totengräber, was nicht seine exakte Berufsbezeichnung war aber exakt das beschrieb, was er tat. Und ehrgeizig war er. Wäre so gerne Kreisfriedhofspfleger geworden.

»Ich hätte meinen Bruder schon gerne noch mal gesehen«, sagte Therese Schätzlein, mit Fünfundfünfzig zwei Jahre jünger als ihr jetzt toter Bruder.

»Das ging nicht«, sagte Sonja mit wie aus Wachs geformten weißen Blumen in der Hand. »Die Untersuchungen.

Und eh die Polizei Josef freigegeben hat. Da sind zuviel Tage vergangen. Kannst dir ja vorstellen, wie Josef jetzt aussieht.«

»Ne.«

»Was?«

»Kann ich nicht«, sagte Therese. »Ich kann mir nicht vorstellen, wie Josef jetzt aussieht.«

»Dunkler Anzug«, sagte Sonja. »Und die Schuhe, die ihn bei eurer Silberhochzeit so gedrückt haben.«

»Und weißes Hemd und Krawatte«, sagte sie nach ein paar knirschenden Schritten im Kies. »Die Bunte. Ich wollte nicht sowas Trauriges.«

»Hätte ein Totenhemd nicht gereicht?«

»Da gabs die einfachen zu dreißig Mark«, sagte die Witwe. »Und das ging rauf bis achtzig. Ich konnte mich nicht entscheiden.«

»Totenhemd ist Totenhemd«, sagte Therese.

Sonja Schlingensief wußte es besser: »Die zu Achtzig sind bügelfrei.«

»Und Unterwäsche«, sagte die Witwe. »Unterwäsche sollte ich auch mitbringen, hat die vom Beerdigungsinstitut gesagt.«

»Lange?«

»Ne«, sagte Sonja. »Josef merkt ja nichts mehr.«

»Is' kalt«, sagte Therese.

So ehrgeizig war Josef Schlingensief, daß er manchmal sogar beim Essen, wie andere Männer die Zeitung lasen, in der ›Ordnungsbehördlichen Verordnung über das Leichenwesen‹ blätterte.

»Hör mal!« sagte er dann zwischen zwei Bissen. »Der Boden von Begräbnisplätzen muß die für eine Zersetzung von Leichen durch Verwesung erforderlichen Voraussetzungen erfüllen. Er muß daher in der Zersetzungszone und darüber bis zur Erdoberfläche hinreichend wasser- und luftdurchlässig sein.«

Beim Essen saß Sonja ihrem Josef gegenüber. Und wenn er ihr etwas vorlas, das konnte sie leicht ins Träumen bringen.

Mir ist ich weiß nicht wie, träumte sie dann, ich seuffze fuer und fuer. Ich weyne Tag und Nacht / ich sitz in tausend Schmerzen; Und tausend fuercht ich noch / ... Und trotz dieser Träume ging es ihr gut.

»Noch Salat?«

»Hörst du eigentlich zu, wenn ich dir was vorlese?« wollte Josef dann wissen. Und schluckte und las weiter: »Vor allem muß verhindert werden, daß es zu Geruchsbelästigungen kommt und daß Zersetzungsprodukte oder Krankheitserreger durch Versickerung in den Untergrund oder auf sonstige Weise (Verschleppung durch Ratten, Insekten usw.) zu einer Verunreinigung des Grundwassers oder eines oberirdischen Gewässers führen können.«

Was bilden wir uns ein! was wuenschen wir zu haben? dachte dann oft seine Frau. Itzt sind wir hoch und groß / und morgen schon vergraben: Itzt Blumen morgen Kot / wir sind ein Wind / ein Schaum...

Und sagte sie: »Nach dem Essen geh ich zum Friseur!« sagte ihr Mann: »Personen, welche die Reinigung, das Ankleiden und Einsargen von Leichen beruflich ausüben, dürfen nicht gleichzeitig im Lebensmittel- oder Friseurgewerbe beschäftigt sein. Geräte, die zum Rasieren, Frisieren und ähnlicher Behandlung von Leichen verwendet worden sind, dürfen nicht mehr an Lebenden verwendet werden.«

Die Schritte im Kies. Immer noch ging es geradeaus. Nebel war nur noch hinten über den Kindergräbern. Sangen die hinter ihr wirklich das traurige Lied, daß sie seit ihrer Schulzeit so liebte? Sonja traute sich nicht, sich umzudrehen.

»Doch gehen auch die Cedern eyn!

Die faulen Kiefer-Bretter weichen.
Kein' Eiche wird hir ewig seyn /
Sie muß ihr Grab im Grab erreichen.«

Hatte sie ihre Schulkameradinnen hinter sich, zehnjährige kleine Mädchen, die auch bei traurigen Gedichten nicht anfangen zu weinen, weil sie die genauso dumm herunterleierten wie das »Guten Morgen, Herr Lehrer Siepmann«?

»Alle, die hier liegen«, sagte Sonja Schlingensief zu ihrer Schwägerin Therese Schaetzlein, »hat der Josef noch selbst unter die Erde gebracht.«

Außer den Schritten im Kies hörte Sonja plötzlich ein Klopfen. Da war ein weiteres Klopfen. Und noch eins. Das Klopfen steigerte sich, wie man es aus Filmen kennt, in denen meuternde Gefangene mit ihren Blechnäpfen auf die Zuchthäustische schlagen.

»Tag, Josef!« sagte ein Toter.

»Tag, Josef!« sagte der Tote daneben.

»Tag, Josef!« sagten die Toten im Chor.

»Tja, Josef Schlingensief!« sagte der eine, »gleich wirst du sehen, wie das hier ist.«

»Dunkel!« sagte ein Toter. »Dunkel!«

»Mach ihm doch keine Angst!« sagte sein Nachbar.

»Der dämliche Paragraphenhengst, der!« schimpfte der Tote, dem es recht gewesen wäre, wenn Josef Schlingensiefs Leiche vor Angst gezittert hätte.

»Vierzig Jahre lang hat mich meine Frau ›Häseken‹ genannt! Bei ihr hieß ich immer nur ›Häseken! Und jetzt steht auf meinem Grabstein Friedrich Theodor!

Meine Frau hat gar nicht gewußt, daß ich Friedrich Theodor heiße! Aber Josef hat ja drauf bestanden: Kosenamen sind auf Grabsteinen zu vermeiden! Nicht mal ›Auf Wiedersehen‹ durfte sie einmeißeln lassen!« Den anderen Toten gelang es nicht, Häseken davon zu überzeugen, daß Josef Schlingensief Häsekens Frau doch wohl nur auf einen geltenden Paragraphen aufmerksam

gemacht hatte. Darauf zu bestehen oder darauf nicht zu bestehen, dazu war Josefs Position viel zu untergeordnet gewesen.

»Ich lieg jetzt hier seit fast zwanzig Jahren«, sagte ein anderer Toter. »Und ich hätte damals frisch im Grab so gerne ›Fährt ein weißes Schiff nach Hongkong‹ gehört. Aber durften sie ja nicht singen bei der Beerdigung. Das war dem Josef laut Vorschrift ja nicht christlich genug!« Und der da seit fast zwanzig Jahren lag, wunderte sich immer noch über sich selbst und sagte: »Ich hätte nicht gedacht, daß mich das Verwesen so sentimental macht.«

»So weit bin ich schon lange nicht mehr gelaufen«, sagte Therese Schaetzlein, die Schwester von Josef. »Das ist wie beim Wandertag früher in der Schule.«

»Früher. In der Schule. Besonders die Traurigen.«

»Das mit dem Anzug vom Josef«, sagte Therese. »Ich muß die ganze Zeit daran denken.«

»Ich war sowieso immer gerne so richtig traurig«, sagte Sonja.

»Ich meine«, sagte Therese, »wenn Josef doch schon so lange gelegen hat, daß man ihn sich nicht mal mehr ansehen kann...«

»Ich wäre gerne wie meine Mutter geworden«, sagte Sonja.

»Ganz schlank und ganz traurig.«

»Vielleicht haben sie ihn ja gar nicht angezogen. Wenn er doch schon...«. Therese quälte dieser Gedanke. »Vielleicht liegen ja Anzug und Wäsche schön sauber gefaltet rechts unten neben seinen Füßen?

Hast du ihm Socken eingepackt?«

Sonja antwortete nicht.

»Auf einem Tischehen im Zimmer meiner Mutter«, sagte Sonja, »lagen immer ein paar müde Handschuhe. Lang und schmal sind sie. Dem kleinen Mädchen passen sie nicht: Händchen zu kurz, Fingerchen noch zu wenig

lang.«

Therese versuchte zuzuhören. Aber es gelang ihr nicht. Bei Sonja wußte man sowieso nie, ob das, was sie sagte, nicht letztlich doch nur wieder eine Geschichte war, die sie in ihrer heißgeliebten Schulzeit gehört hatte. Therese konnte sich gut vorstellen, wie ihr ehrgeiziger Bruder durch die zarte Welt seiner Frau gestampft war und geschwärmt hatte: »Einmal einen ganzen Friedhof unter mir haben!«

»Da kommt nun so eine robuste Dame«, sagte Sonja, »aber ihre Hand ist viel zu fett, ihre Finger sind viel zu groß, und die Handschuhe krachen in den Nähten.«

Therese starrte auf den Sarg. Diese versponnene Sonja, und dann ihr Klotz von Bruder, der ihr wohl noch im Bett bei der Liebe ins Ohr flüstert, daß die Mindestfristen der Ruhefristen nur dann verkürzt werden können, wenn die Bodenverhältnisse für die Verwesung besonders günstig sind!

»Und da kommt meine große, schöne, leidende Mutter«, sagte Sonja hinter dem Sarg. »Der .passen sie. Lange Hand, schmale Hand, leidende, dünne Hand, dir passen die Handschuhe! Glückliche, überglückliche Handschuhe und: arme, liebe, unglückliche Mutter!«

»Du warst nie sehr glücklich mit meinem Bruder«, sagte Therese.

Und Sonja fast fröhlich: »Dafür war ich aber auch nicht unglücklich mit ihm. Weder noch. Fünfundzwanzig Jahre lang weder noch.«

»Und du meinst, die haben ihm wirklich auch noch die Unterwäsche angezogen?« kam Therese zu dem zurück, was sie wirklich quälte.

Aber Sonja antwortete wieder nicht.

»Dabei denke ich immer, vielleicht wollte Josef mich ja zum Lachen bringen mit seiner Art«, sagte die Witwe.

»Nur hatte er dazu kein Talent.«

»Unterhosen, na gut«, sagte Therese. »Aber einem Toten

ein Unterhemd anziehen? So mit Arme üben Kopf?«
Jetzt endlich machten die Sargträger nach dieser langen, langen Geraden doch einen Schwenk nach rechts, standen dann aber so schnell an der frisch ausgehobenen Grube, daß nur der Sarg und die Witwe und die Schwester des Verstorbenen den Schwenk mitmachten, die anderen auf dem Kiesweg stehenblieben und jetzt wirklich alle den Sarg sehen konnten.

»Vielleicht wollte er mich ja zum Lachen bringen«, sagte die Witwe noch einmal.

»Am Tag, als er starb, hatte Josef längst Feierabend«, sagte Sonja in Richtung Sarg. »Wollte nur noch bei eurer Familiengruft vorbeigehen, weil ihm jemand gesagt hatte, bei der Beerdigung daneben hätte er eine verrottete Sargplanke und Nägel gesehen. Und da beguckt sich Josef das Grab, und da ist ihm wohl was aufgefallen, und er tritt auf das Grab. Und da rutscht er aus auf dem Schädel seines Vaters und knallt mit dem Hinterkopf auf euren Familiengrabstein.

Euer Vater hat nur son bißchen rausgeguckt. Warum, weiß keiner. Und Josef tritt auf den Schädel seines Vaters und rutscht aus.«

»Und so nehmen wir Abschied von Josef Schlingensiefel«, sagte der Pastor. »Heimgangener zum Vater. Durch den Vater.«

»Jetzt ist Josef ja tot.« Im Café hörte man, wie alt Josef war, als er starb, daß das kein Alter sei, daß man ihm noch zehn Jahre gegönnt hätte. Andere hätten ihm noch mehr gegönnt. Therese Schaetzlein trank im Wechsel Kaffee und roten Likör. Fünfundzwanzig Jahre waren das Höchste, was man Josef noch gegönnt hätte.

»Mir hat Josef die ganze Beerdigung versaut«, sagte Therese, seine Schwester.

»Der Vater vom Josef hatte schon immer seinen eigenen Kopf, sagte ein Trauergast.« »War nicht einfach mit dem.«

»Unterhose versteh ich ja«, sagte Therese Schaezlein bei rotem Likör. «Einfach drüberziehen. Aber Unterhemd? Haben sie ihm die Arme hoch und dann richtig übert den Kopf? Und Krawatte auch?»

»Therese, trink nicht soviel!« sagte Sonja.

»Das ist richtig so, daß der Josef jetzt tot ist«, sagte seine Schwester. »Das hätte der Pastor am Grab sagen sollen: Der zurecht verstorbene Josef Schlingensief! Der hat mir so vieles versaut. Schon früher. Ich hab nie gewußt, Sonja, was du vom Josef eigentlich wolltest. Der wollte dich nicht zum Lachen bringen, der war so. Glaub mir das.«

»Wenn ich mal in Urlaub war«, sagte Sonja, die Witwe.

»Ohne Josef. Da hab ich ihn geliebt. Manchmal.«

»Aber verstanden haben sie sich immer gut«, sagte ein Gast. »Der Josef mit seinem Vater. Als der noch lebte. Der Vater. Und der Josef auch.«

Träumen

Ich lieg unter Bäumen und träum von der Sprache. Die Sprache sei eine schöne Frau, heiter und gut und kraftvoll und reich. Und seh sie wirklich schon auf mich zukommen. Aber sie ist alles andere als heiter, eher müde, verschlampt und verhurt. Doch ich bin überzeugt, daß sie, wenn sie erstmal mit mir in der Tannenschonung liegt, von den Hureneien mit anderen gereinigt wird, und ich winke ihr zu: Ich als neuer Besen, der gut kehrt. Ich hier, die Sprache dort.

Oder ich lauere ihr in der Tannenschonung auf. Und egal, ob wir nun so oder so aufeinanderliegen, sind wir immer noch voneinander unterscheidbar. Und das stimmt eben nicht. Ob der Sprecher die Sprache liebt oder haßt, oder liebt und haßt oder sich vor ihr ekelt oder sie in den Himmel hebt: er kann sich ja nicht einmal vor ihr ekeln, ohne sie zu benutzen, um zu sagen,

daß er sich ekelt. Ich öffne die Augen, und alles muß benannt werden oder ist schon benannt. Alles, was ich sehe, ist Sprache. Die Tankstelle, der Benzinpreis, die Mütze des Tankwarts, der Fleck auf der Mütze, der Dom, der Bürgersteig. Und das Hünengrab, das ich, romantisierender Dichter, von meinem Platz unter Bäumen aus sehe, während ich vorgebe, auf die Sprache zu warten. Ich höre die vom Hünengrabbau ja sogar noch schufteten. Und ich schließe die Augen, und alles ist immer noch Sprache. Und sogar, wenn ich träume, ist alles Sprache, oder wenn ich am Morgen meine Träume zusammensuche. Daß ich also in der Tannenschonung liege und erregt auf die Sprache warte, das geht gar nicht. Da kann ich sofort wieder aufstehen und mir die Tannennadeln aus der Hose klopfen. Das Bild bleibt falsch. Auf wen soll ich warten, wenn ich nur durch die, die kommen soll, ausdrücken kann, daß ich überhaupt auf sie warte? Und ich kann auch jahrelang liegenbleiben unterm Baum, und mich totsehen nach Sprache. Auch das tu ich ja mit der Sprache, die läßt mich nie los. Ich kann ihr ja nicht mal entfliehen. Und noch im Tod bin ich Sprache, wenn jemand am Grab steht und ihm einfällt, worüber ich mir Gedanken gemacht habe, und wenn er dann denkt: Der war schon ein saublöder Hund.

Scherpe und Ziska (1996)

Laß mich! befahl Ziska und hatte ihre Hand vorne in Scherpes Hose gesteckt. Beide warteten an der Ampel, Scherpe schaute stur über die Leute hinweg und spürte, wie er sich verkrampfte, weil er in kein Gesicht sehen wollte. Es war warm. Er trug weder Jacke noch Pullover. Nichts konnte Ziskas Arm verdecken. Überdeutlich Ziskas Hand und halber Arm vorne in Scherpes Hose. Und sie fühlte sich wohl dabei.

Grün, sagte Ziska.

Er ging, als hielte ihm ein Geiseltgangster die Waffe an die Schläfe. Kinder, die zum Nachmittagsunterricht gingen, würden erst während des Unterrichts merken, was sie da gerade gesehen hatten.

Bitte! flehte Scherpe.

Bitte was? fragte Ziska.

Die Leute denken, du bist meine Tochter, flüsterte Scherpe.

Dann sind das aber schweinische Leute, sagte Ziska.

Scherpe versuchte, mit seinen Händen Ziskas Eingriff zu verdecken.

Ich warne dich, sagte Ziska, und Scherpe zog seine Hände zurück. Und ein paar Schritte weiter lachte sie: Und wenn ich älter wäre, daß es klar wäre, ich bin nicht deine Tochter, meinst du dann, es wäre o.k., wie wir gehen? Oh, Scherpe, du hast ziemlich merkwürdige Vorstellungen von dem, was o.k. ist und was nicht.

Als sie über den vollgeparkten Marktplatz gingen, sagte sie, er solle sich entspannen. Da mußte Scherpe lachen.

Doch sie sah ihn ernst an und sagte, was er wohl denke. Sie meine seinen Gang, die Beine, sein Kreuz.

Als sie an der Sparkasse vorbei waren, sahen sie links hundert Leute draußen vor dem Café, rechts hundert Leute vor dem Italiener sitzen, die nichts anderes taten,

als im Schatten weißer Schirme Eis zu löffeln und mit angenehmem Geschmack im Mund die Vorübergehenden zu observieren.

Scherpe aß für sein Leben gerne Eis und stellte sich vor, wie schön es wäre, dort jetzt ganz allein zu sitzen und Eis zu löffeln. Und er würde die Männer beobachten, die vorbeikamen und in deren Hosenbündeln unvermittelt die Hände junger Mädchen verschwänden.

Hunderte kamen ihnen entgegen, Hunderte liefen hinter ihnen, und als Scherpe plötzlich stocksteif stehenblieb, da zischte Ziska erbost: Genieß es, verdammt noch mal!

Ziska wollte in einem Stehcafé Kaffee trinken und Obstplunder essen.

Sie betraten das Stehcafé und gingen zur Theke, und Scherpe konnte nicht sagen, wer von den Anwesenden hinter und neben ihm ihn ansah. Die Bedienung jedenfalls merkte erst etwas, als nur drei Hände nach zwei Stückchen Plunder und zwei Tassen Kaffee griffen. Scherpe hatte gar nichts gewollt, oder wenn, dann nur Kaffee, weil Scherpe bis drei zählen konnte. Aber Ziska hatte ihn zu Kaffee und Kuchen gezwungen.

Daß es keinen Aufruhr gab, überraschte Scherpe, und er flüsterte es Ziska ins Ohr. Die zuckte mit den Achseln und meinte, daß es ja auch schön sei, ihnen zuzusehen. Ob er es nicht endlich auch schön fände.

Scherpe sah, wie Tauben im Stehcafé landeten und auf ihren Streifzügen stumm nickend Abstand zu den Beinen der Gäste hielten. Er überlegte, ob er, wäre darunter eine Brieftaube, ihr eine Nachricht hätte mitgeben wollen. Neben Kaffee und Kuchen waren in diesem Monat Steinfische im Angebot, und Regenjacken.

Dies sei die größte Stunde seines Lebens, sagte Ziska mit Plunder im Mund. Es wäre wirklich gut, er würde endlich anfangen, sie zu genießen. Und sagte, als sie das Café verließen: Da hat der doofe Scherpe jahrelang mit der eigenen Hand in der Hose im Balikino gegessen, im

Dunkeln, und jetzt weiß er erst, was er im Leben so alles verpaßt hat.

Dir scheint es ja gutzugehen, sagte einer zu Scherpe, den Scherpe nicht kannte und der einfach nur grinste.

Es werde für Scherpe nichts Schöneres mehr geben als diese Stunde, sagte Ziska. Kein Mensch, der irgendwie wichtig sei, werde bei ihm jemals ein Filmplakat bestellen. Er werde ständig vor sich hinklecksen. Nichts von Scherpe werde von Weltruf sein. Er werde immer irgendwelchen Polinnen Briefe schreiben, und die würden ihn verarschen. Er solle endlich anfangen, ihre Hand zu genießen. Da könne er hundert Jahre alt werden, wenn Scherpe sterbe, werde er nur daran denken, wie er und sie mit drei Händen zwei Tassen Kaffee und zwei Teilchen Plunder von der Theke jongliert hätten.

Scherpe versuchte sich abzulenken. Er sah das billige Zeug in Rudis-Reste-Rampe, Modeschmuck bei Bijou Catrin, einen betrunkenen Krüppel, der seine eklige Beinprothese mit dem ausgefranstem linken Turnschuh abgeschnallt hatte, sich im Rollstuhl vorgebeugt hatte und mit der Prothese nach einem neueren Turnschuh aus einem geknackten Container angelte. Leere Schnapsflaschen Küstennebel zwischen Hundescheiße. Douglas glitzerte. Inkas standen da mit ihrer Auslage farbig geflochtener Armbänder zu fünf Mark das Stück.

Ziska meinte, ihre Hand in seiner Hose sei wie Musik, ein paar zärtliche, ganz persönliche Takte.

Scherpe nahm kaum mehr wahr, was Ziska sagte. Eine wolkenlose Gelassenheit, sagte er plötzlich, und Ziska ahnte, was er meinte.

Das habe er gelesen, gehört, gesehen, er wisse es nicht, sagte Scherpe. Eine wolkenlose Gelassenheit! Er sagte es noch ein paarmal. Eine wolkenlose Gelassenheit.

Und als Scherpe anfing, ganz sentimental von der Unwirklichkeit der Stadt zu reden, wenn man eine fremde Hand in der eigenen Hose spüre, daß die Bäuche und

Nasen, die ihm begegneten, wie durch ein Wunder aufhörten, Karikatur zu sein, sagte Ziska immer und immer wieder, aber immer leise und verführerisch: Das darf doch wohl nicht wahr sein! Das darf doch wohl nicht wahr sein! Und sie sang diesen Satz wie eine süditalienische Beerdigungsmusik mit ganz einfacher Melodie.

Das darf doch wohl nicht wahr sein! hatte ihr Vater immer gesagt, erinnerte sie sich, aber sagte es Scherpe nicht. Wo war ihr Vater? In allen möglichen Schattierungen hatte er den Satz geflüstert, ganz albern gebellt, hatte ihn gegähnt oder geheult, gegrunt, geschrien: Das darf doch wohl nicht wahr sein!

Ziska blieb plötzlich stehen. Dicht vor einem Gitterkorb mit einem Haufen grüner Shampoo krokodile, die am Schwanz einen Drehverschluß hatten.

Ab jetzt würden Shampoo krokodile für ihn heilig sein, sagte Ziska.

Du bist ein verdammtes Biest, stöhnte Scherpe. Ziska, hör auf!

Wirklich? Und Ziska lachte. Das darf doch wohl nicht wahr sein!

Shampoo krokodile aus Plastik! sagte sie leise und bewegte dazu ihre Hand. Gerade würden sie sich in Scherpes Hirn fressen. Schnapp, schnapp, schnapp. Kleine grüne Shampoo krokodile, mit denen Kinder ihre Angst vor dem Haarewaschen verlieren sollten. Für den Rest seines Lebens werde Scherpe, wenn er glücklich sein wolle, an ein grünes kleines Shampoo krokodil denken. Mit einem Drehverschluß am Schwanz.

Bitte, stöhnte Scherpe.

Bitte was?

Sie will, daß du die Hand aus seiner Hose nimmst, übersetzte der Sohn der Polin den Satz seiner Mutter, den weder Scherpe noch Ziska gehört hatten. Mutter und Sohn standen hinter ihnen. Die Polin trug eine gefüllte

Plastiktasche des Drogeriemarktes, vor dem sie standen.

Ziska gehorchte.

Ich sagte doch, wir sehen uns wieder, übersetzte der Sohn, was die Polin jetzt sagte, und seine Mutter lachte und zeigte mit einem Arm auf den Drogerieeingang. Dort standen zwei Männer, die Scherpe noch nie gesehen hatte.

<...>

Was habt ihr damals eigentlich mit Toms Hand gemacht? wollte Ziska jetzt wissen. Habt ihr die beerdigt?

Tom zuckte mit den Schultern, und Scherpe trank seinen Wein.

Ich frage, sagte Ziska, damit ihr endlich begreift, was der Unterschied ist zwischen euch und Hollywood. In Hollywood, da beweint man seine Hand. Man hat mit ihr gelebt. Die war ein Stück von dir. Wenn der Satz jemals gestimmt hat, dann doch bei einer abgefahrenen Hand. In dem gleichen Film, über den meine Mutter einen Lachkrampf bekommen hat, beerdigen sie den Arm eines kleinen Jungen, der vom Zug angefahren wurde. Es sind ziemlich kurze Einstellungen. Aber die prägen sich eben ein. Und auf dem Grabstein steht sogar, wie alt der Arm geworden ist. Tom, du hattest deine Chance gehabt! Du hättest deine Hand beerdigen sollen!

<...>

Sofort der erste Leseabend beim Spanier war gut besucht. Das blieb auch so. Jedesmal lasen zwölf Leute à fünf Minuten. Entweder die eigenen Texte oder das, was sie sich angelesen hatten und liebten. Und in den Sommermonaten war *Las Tapas* bei den Lesungen so voll, daß den Dichtern alle Fluchtwege versperrt waren.

José, der spanische Wirt des *Las Tapas*, grüßte herüber,

und Scherpe hörte sein *Cherrlich!*
José stellte dem letzten Arbeiterdichter einen weißen
Schnaps aufs Lesepult.
*Aufzuckt die Schneidbrenner-Illumination,
blendet die Augen,
verwehrt die Sicht ...*
Scherpe wußte nichts davon zu halten.
Der alte Dichter las weiter.
*Walzblechhülle fällt,
Die gierig ausgestreckten Greiferarme,
lauern auf Stahlmantel und Eisenträger ...*
Wer war das einmal? fragte Ziska und zeigte auf den
alten Mann.
Scherpe wußte nicht, was an Ziska heute Kostüm war,
was normale Kleidung.
Scherpe erkannte einen Bibliothekar und hob kurz die
Hand zum Gruß. Er hatte ihm vor zwei Jahren ein
Zeugnis für eine Bewerbung nach München gefälscht.
Der Bibliothekar hatte die Stelle nicht bekommen.
Scherpe hätte es ihm vorher sagen können, brauchte aber
den Auftrag. Für eine große Stadt in Süddeutschland
kam von hier niemand in Frage.

Eine dunkelblonde Frau, Mitte dreißig, las Himmelstex-
te. *Himmel lyrisch, Teil eins bis zehn.* Sie hieß Ester. Ein
schöner Name fand Scherpe.
Was soll ich sagen wie der Himmel aussieht ...
An der Tür zum Klo entdeckte Ziska Hans, Studienrat
für Mathematik, Musik und Geschichte, ihr erster Klas-
senlehrer am Gymnasium.
Die Dunkelblonde kann vortragen, befand Scherpe, und
Ziska sah ihn von der Seite an. Man hatte Hans schon
mit Fünfzig in Pension geschickt. Ziska hatte es Scherpe
erzählt.
Der Himmel die Himmel ...
Eine echte Entdeckung.

Ein Abiturient hatte Hans nach den Prüfungen ein Schmetterlingsmesser in die Schulter gestochen, weil Hans, das war bekannt, extrem schlecht benotete.

Was morgen kommt interessiert ihn kaum das Leid ...

Hans hatte auf eine Anzeige verzichtet. Nach dem Messerstich waren Sommerferien.

Weil Blödsinn immer Blödsinn ist und Himmel Himmel ...

Und nach den Ferien hatte Hans sofort wieder vollen Unterricht gegeben. Er lebte wieder unter Hunderten von Schülern, und jeder konnte ein Messer ziehen. Aber der hat weiter unterrichtet und weiter so beschissen benotet wie immer. Aber auch nicht schweinisher als vorher. Ziska hatte ihn bewundert. Dann hat er damit begonnen, im Lehrerzimmer den Papierkorb auszuschütten, den Inhalt zu sortieren, die Butterbrottüten zu falten, die Schnipsel zu ordnen und alles wieder in den Korb zu legen. Wenn er nicht zufrieden war, hat er den Korb ausgeschüttet und fing von vorne an. Als er einen Handfeger in die Schule mitbrachte, ihn aufs Pult legte oder im Lehrerzimmer auf den Tisch und ab und zu mit ihm redete, da haben sie ihn pensioniert, und er hat mit dem Weinen angefangen.

Stirb endlich Himmel ...

Die Dunkelblonde war fertig, bedankte sich und ging ab. Sie erhielt besonders viel Beifall.

Scherpe sagte es jedem. Die Dunkelblonde sei einfach himmlisch!

Cherrlich, sagte José, nahm die Flasche mit seinem nicaraguanischen Rum, wühlte sich durchs Publikum, und Scherpe sah, wie er sich zu der Dunkelblonden setzte. José schenkte ihr ein und prostete ihr zu. *Auf die sexuelle Revolution*, las Scherpe dem Wirt den Spruch, mit dem er mit jedem anstieß, von den Lippen ab.

Studienrat Hans kam vom Klo und weinte.

Atomkrieg zwischen USA und Japan, flüsterte er geheimnisvoll Ziska zu.

Ziska strich ihm durchs Haar.
Autokrieg, sagte sie, Autokrieg, Hänschen. Du mußt
nicht soviel weinen, dann kannst du auch besser deinen
Videotext lesen.

Der nächste Dichter hatte Tränen in der Kehle. Und bei
einem tropfte noch lange Blut aus dem Klavier.
Schwachsinn, hörte Scherpe jemanden hinter sich sagen.
Absoluter Schwachsinn.

Es las jetzt eine junge Frau, die Scherpe hier noch nicht
gesehen hatte.

Auf Krücken kommt die Nacht schon wieder angehumpelt.

Das fand Ziska schön.

Scherpe sah sich nach der Dunkelblonden um. Sie war
verschwunden.

Einer starb in einem Gedicht an einer Schußwunde.

If I had a gun, dachte Ziska.

Da las bereits der nächste Autor.

José kam zurück. Nichts zu machen, sagte er. Fünf Kin-
der hat sie von fünf Vätern, und jedesmal war sie verliebt.
Aber mir sagt sie sofort, als sie mich sieht, daß sie mich
nie lieben werde.

Scherpe kippte Josés Rum, als habe er neuerdings ein
Inneres aus Weißblech.

Was soll's, sagte José und war nicht entmutigt von sei-
nem Fehlschlag. Dies sind die drei kühnsten Dinge, die
man kennt, sagte er: Die Hand des Barbiers, die Schnau-
ze des Hundes und der Arsch der Frau.

Der Sommer in Samuels Augen (1997)

Von der Raststätte aus fuhr das Taxi nur ein paar Kilometer über die Autobahn. Die Kellnerin hatte dem Fahrer die Adresse genannt. Der Vater war sofort auf der Rückbank weggesackt.

Im weit ausholenden Bogen der Autobahnabfahrt stand ein neu erbauter Hotelkomplex, mitten auf dem freien Feld. Sie fuhren daran vorbei auf einer schnurgeraden ländlichen Straße, an Gemüsefeldern mit ruckartig herumschleudernden Regnern und an hochroten Backsteinhäusern entlang.

In einem Vorort, gegenüber einer kleinen Tankstelle, stand das zweistöckige Hotel, lang gestreckt und nichts sagend als eine braun verputzte Ideenlosigkeit.

Samuel drehte sich nach hinten und stieß den Vater an. Das Taxi hielt auf dem hoteleigenen Parkplatz. Umständlich kramte der Vater nach Geld und verlangte eine Quittung.

Ein paar Stufen führten hinauf zur gläsernen Eingangstür. Innen waren alle Materialien verbaut, die einmal preiswert gewesen waren, zweitklassige Ziersteine, Sperrholz, billige Inneneinrichtungen. Sie gingen nach rechts in das Hotelrestaurant. Der Vater fragte den nicht mehr ganz jungen Wirt mit blondem Bürstenhaar nach einem Zimmer für eine Nacht. Die Mutter des Wirts winkte die beiden durch in den Frühstücksraum.

An der lange nicht gestrichenen Decke hatte sich Zigarettenqualm festgesetzt. Sein Gestank verschlug Samuel den Atem. Der Raum erstickte an den bis zur Decke geklebten Korkplatten. Würden die Hotelgäste zu Hause vom Frühstücksraum berichten, sie hätten nicht viel zu erzählen. Außer vielleicht von der beleuchteten Vitrine, die eine schmale Kopfseite des Raums einnahm an einer sonst dunklen Wand. In ihr waren Fotos von einem

Boxer ausgestellt, seine Medaillen und sein Europameisterschaftsgürtel. Es hätte der Wirt sein können, wenn nicht die Frisur des Boxers eine zurückgekämmte Schmalztolle der sechziger Jahre gewesen wäre. Es war vermutlich der Vater des Wirts, der da auf einem beschrifteten Foto mit seiner auch nach dem Schlag immer noch vorgestreckten Rechten einen Italiener von den Beinen geholt hatte, vor Jahrzehnten.

Auf einem anderen Foto kabbelte sich der Boxer in einem altmodischen Anzug mit weiten Hosen mit seinem Hund, einem Boxer, dem er auf seine Vorderpfoten zwei Boxhandschuhe gestülpt hatte. Wieder auf einem anderen Foto stand der Boxer in New York und hatte wohl vom Fotografen gesagt bekommen, er solle traditionsgemäß Richtung Wolkenkratzer in die Höhe sehen. Und dabei sah er so aus, als wollte er sich sein Erstaunen über die riesige Umgebung nicht anmerken lassen, als sei er mit solch gigantischen Dimensionen vertraut.

Samuel füllte den Anmeldezettel aus. Der Vater wollte ein Bier. Nach einem schnell hinuntergeschütteten Bier und einem angetrunkenen, das dann schal wurde, bekam Samuel den Vater endlich dazu, mit ihm aufs Zimmer zu gehen.

»Hast du dir dieses Hotel angesehen?«, wollte der Vater wissen, als ihn Samuel durchs enge Treppenhaus bugsierete, das mit Mosaiksteinen aus Plastik beklebt war.

»Genauso hat uns die Kellnerin eingeschätzt. Dass wir uns nur dieses Kakerlakenhotel leisten können. Das Mädchen glaubt nicht an uns. Sie weiß nichts von unseren großen Plänen.«

Die Treppen machten dem Vater Mühe. Dass er sich die Anstrengung nicht ansehen lassen wollte, machte den Aufstieg noch komplizierter.

»Du bist sehr liebenswürdig«, sagte der Vater, am Türrahmen des Zimmers angelehnt nach Luft ringend, »aber du hast ein Riesending auf dem Kerbholz.

›Du bist verderbt‹, hätte mein Großvater gesagt. Und ich muss dich schützen vor deiner Verderbtheit, weil ich dein Vater bin. Das hat seinen Reiz. Das darf ich zwar nicht zugeben, aber es hat seinen Reiz.«

Ihr Zimmer hatte eine Dachschräge, und es war heiß und eng. Der Vater ließ sich angezogen aufs Bett legen und schlief sofort ein. Samuel zog gegen die Sonne die Vorhänge zu und verbrachte den späten Nachmittag und den Abend auf einem Stuhl vor einem kleinen Schwarzweißfernseher mit Zimmerantenne.

Die Zelle war nicht abgeschlossen, und der Zuchthauswärter war betrunken und schnarchte. Jetzt müsste irgendwo eine Geliebte warten, auf gepackten Koffern, dachte Samuel, und er würde zu ihr gehen und sie würde ihn anschnachen: ›Oh, Sam! Jetzt wird alles gut!‹ Und er würde sagen: ›Hast du die Flugtickets? Ich könnte eine Luftveränderung gebrauchen.‹

Samuel hatte sich halb mit dem Rücken zum Vater gesetzt, aber der spiegelte sich im verschneiten Schwarzweißbildschirm. Egal, was es zu sehen gab, der Vater schien mitzuspielen als schlafender Gulliver, und die Serienschauspieler schienen nur deshalb wie von Sinnen, weil sie gerade am Strand diesen Menschenberg entdeckt hatten, auf dem sie ängstlich herumkrabbelten. Und was für großartige Pläne der Menschenberg im Schlaf auch schmiedete, die Liliputaner hatten nur Angst davor, dass er, würde er erwachen, sie in seiner riesenhaften Tölpelhaftigkeit entweder tottrampeln oder ihnen das Königreich kahlfressen würde.

Der Vater von Samuels Vater war ein Schauspieler ohne Ausbildung, ein grauhaariger Galan, der jeden seiner Schritte sichtlich genoss. Nach dem Krieg war er, womöglich mit gefälschten Papieren, zu einem Engagement gekommen. Nach diesem ersten Engagement in der Provinz hatte ihn niemand mehr nach Prüfungspapieren gefragt. Auch Samuels Vater, der natürlich vom Betrug

des eigenen Vaters wusste, wollte lange Zeit Schauspieler werden, war aber von allen Schauspielschulen abgewiesen worden. Da sprach er die gelernten Rollen seinem Vater vor. Der meinte aber nur, ohne Ausbildung werde das nichts.

Noch jetzt, als Erwachsener, wenn der alte Schauspieler höchstens einmal im Jahr endlich einer Einladung zum Kaffee nachkam, stellte sich der Vater plötzlich vor ihn hin und rezitierte zum Beispiel Gedichte.

Aber der alte Mann, der eigentlich ein Betrüger war und dazu noch eine Granitwand, Samuels Großvater, der wohl keinen Wert darauf legte, irgendjemandes Großvater zu sein, sagte dann nur: ›Gieß mir Kaffee nach.‹

Oder er sagte: ›Brenn dein kleines Feuerwerk ab. Ich sehe es mir an, und dann gehen wir auseinander und du kümmerst dich weiter um deine Kochtöpfe, ja?‹

›Kochplatten, Vater‹, sagte dann Samuels Vater. ›Das da drunter, das unter den Kochtöpfen. Und auch Schränke, in die man die Kochtöpfe stellt oder hängt, weißt du. Aber eben keine Kochtöpfe.‹

›War es das jetzt oder kommt noch was?‹, fragte der alte Mann dann und wurde langsam ärgerlich.

Samuel konnte es nie ertragen, dass sein Vater so abgekanzelt wurde. Aber der Vater holte sich immer noch brav einmal im Jahr seine Prügel ab.

Am späten Abend, als das Licht hinter den braun gemusterten Vorhängen schwächer wurde, bekam das Zimmer einen kaffeebraunen Anstrich und wurde für Samuel erträglicher. Er legte sich auf sein Bett mit der merkwürdigen Vorstellung, sein Vater könne als Whoopie Goldberg aufwachen, als Nonne verkleidet, und sagen: Mein Junge, du steckst in Schwierigkeiten, da ist es am besten, wenn du in einen Kirchenchor eintrittst und um dein Seelenheil singst.

In der Nacht wurde Samuel durch ein wütendes Klopfen an der Tür geweckt.

Samuel hatte geträumt. Und obwohl der letzte Traum, an den er sich jetzt erinnern konnte, ein schlimmer Traum gewesen war, hatte er sich fast in ihn verliebt und versuchte, ihn zurückzuholen, um noch einen Moment in diesem Traum zu schweben.

Sein Vater säße auf dem Hoteldach und würde krackelen, sagte die übermüdete Wirtin laut durch die Türfüllung. Er solle ihn gefälligst da herunterholen, sonst rief sie die Polizei, wenn das nicht bereits die genervten Anwohner getan hätten.

Jetzt, als die Wirtin schwieg, hörte Samuel seinen singenden Vater.

»Ich komme«, sagte er nur, ohne dass die Wirtin in seiner Stimme einen Übereifer hätte bemerken können.

Samuel zog sich an.

Vater unser, der du sitzt auf dem Dach, bleib dort, fall nicht runter. Und sing, wenn es geht, etwas leiser, improvisierte Samuel, allerdings ohne Inbrunst, während er sich die Schuhe schnürte und dann das Zimmer verließ, an der Wirtin vorbei nach unten vors Haus gehen wollte, als sei er dazu aufgefordert worden, sich das Schauspiel als bloßer Zuschauer anzusehen. Die Wirtin aber griff nach ihm und zog ihn am Ärmel die Stufen hinauf zum Dachboden, was Samuel kaum ertrug, wo er sich sonst schon wehrte, wenn seine Mutter nur versuchte, an seinem Hemdkragen herumzuzupfen.

»Immense et rouge«, sang der Vater, so viel Französisch verstand Samuel, ungeheuer und rot erscheint die Wintersonne über dem Grand Palais.

Trotz des gewaltigen Beginns war es nur ein klitzekleines und sehr sentimentales Chanson. Passend zu betrunkenen alten Männern, fand Samuel, die ein unbedeutendes Hotel, auf dessen Dach sie saßen, mit dem Grand Palais verwechselten. Ihren Aufstieg aufs Dach des Hotels für den Sonnenaufgang hielten. Und, wenn sie herunterfielen, ihren Sturz mit dem Sonnenuntergang verwechseln

würden, wie sie den zufälligen Blick irgendeines jungen Mädchens verwechselten mit einem flehentlichen Blick um Liebe.

»Shut up!«, schrien ein paar schlaftrunkene Engländer oder Iren durch die dünnen Wände.

Unter der Dachluke stand ein ausrangierter Kneipenstuhl. Samuel bestieg den wackligen Stuhl und schob seinen Oberkörper durch die Dachluke und musste sich drehen. Der Vater saß schräg über ihm in einem rosa Damenmorgenmantel an einen Schornstein gelehnt mit einem müden Lächeln. Er hatte das Chanson beendet.

»Guten Morgen, Alter«, sagte Samuel.

»Guten Morgen, mein Sohn«, grüßte der Vater, als träfen sich beide an einem gedeckten Frühstückstisch.

»Und«, fragte Samuel, »wie war dein Konzert?«

»Das Konzert war kein Erfolg«, sagte der Vater. »Das Publikum hat mich sitzen lassen.«

»War ja auch eine ziemlich bescheuerte Idee«, sagte Samuel, »die Bullen anzulocken mit deinem Chanson, wo du doch meinst, die wären die Letzten, die wir jetzt brauchen könnten.«

»Vielleicht würden sie aus dir die Wahrheit rausholen«, sagte der Vater.

»Komm erst mal da runter«, sagte Samuel.

»Um mich weiter von dir so dreckig belügen zu lassen?«, fragte der Vater. »Ich will wissen«, stammelte er, »was du mit dem Tod« – und jetzt stutzte er – »mit dem Tod des Toten zu tun hast. Hast du ihn umgebracht? Wenn ja, dann will ich wissen, warum. Oder hast du nur daneben gestanden, und deine Freunde haben die Drecksarbeit gemacht?«

»Komm runter«, sagte Samuel.

»Ich will nur wissen, ob mein Sohn ein Mörder ist. Das ist genau das, was ich wissen will.«

»Und das soll ich dir alles hier erzählen«, fragte Samuel, »vielleicht noch vor den Bullen, die hier gleich auftau-

chen werden? Komm da runter.«

»Du nimmst alles zu ernst«, erwiderte der Vater. »Was soll denn das! Da bleibt nicht viel Freude übrig. Feier dein Leben, verdammt noch mal! Finde endlich heraus, was dir Spaß macht!

Ich habe Seerosen für mein Leben gern«, sagte der Vater, »aber nur die gemalten. Für Monets Seerosen könnte ich mir das Herz aus dem Leib reißen lassen. Aber geh mir weg mit den echten und den schlammigen Uferböschungen, in denen Gott weiß was gerade wieder auf der Lauer liegt.«

»Komm runter und halt dich fest!«, sagte Samuel.

»Und wenn ich komme, erzählst du mir die Wahrheit?«, fragte der Vater.

»Ja, sicher«, antwortete Samuel, »aber komm jetzt und halt dich fest.«

»Und du sagst mir dann die ganze Wahrheit«, sagte der Vater.

»Was denn sonst«, sagte Samuel.

Ein wenig ängstlich war der Vater hinab geklettert. Als Samuel ihn schon durch die Luke bugsiert und ihn fest um den Leib gepackt hatte, war der wacklige Stuhl unter ihnen zerbrochen, und der Vater hatte sich am eisernen Lukenrahmen den Handrücken aufgerissen.

Die Wirtin hatte sie nicht sofort vor die Tür gesetzt, wie es der Sohn der Wirtin angedroht hatte.

»Leg ihn ins Bett«, hatte sie zu Samuel gesagt. »Und wenn er nüchtern ist, dann verschwindet ihr.«

Der Vater war fast aufs Klo gekippt. Samuel mochte das unappetitliche Bild nicht sehen und verließ das Zimmer und das Hotel und stieg in den Wagen.

Die Tankstelle gegenüber war rund um die Uhr geöffnet.

Texaco motor oil mein,

Behüt mich fein

Tag und Nacht ... dichtete Samuel dem Tankstellenpächter ein Nachtgebet an. Manchmal drehte der Tankstel-

lenpächter gespenstisch langsam seinen Kopf und sah auf einen kleinen Monitor, um zu prüfen, wie Samuel meinte, ob seine Herzaktivität noch zu erkennen war.

»Und selbst?«, spielte Samuel einen kurzen Dialog.

»Muss!«

Samuel hörte Musik. Dann war da weiter nichts als Langeweile an einem beliebigen Sommermorgen.

Es war etwas in der Musik, das ihn beschwichtigte. Nicht dass er nicht wusste, dass man rein technisch nur den Dominant in Tonik auflösen musste, was sich in der Beschreibung wie die Rezeptur eines Mixgetränktes las, um dem Hörer eine wohlige Gänsehaut zu fabrizieren, oder von c-Moll auf e-Moll gehen musste. Wahrscheinlich war etwas Ähnliches im Musikstück vom Band gerade passiert.

Die ersten Jogger passten sich dem Tempo ihrer pinkelnden Hunde an. Entweder standen sie, eine durchhängende Leine in der Hand, wartend an einem Baum oder sie wurden von den Hunden mitgeschleift. Der Tankstellenpächter wurde endlich abgelöst von einer jungen Frau. Ein paar irische oder englische Arbeiter aus dem Hotel wurden mit einem alten Bedford abgeholt. Er staunte, dass diese Kiste noch fahrtüchtig war.



Mit Tana Schanzara im WDR-Studio (Foto Manfred Goldbahn)



...und als Dozent in Essen (Foto privat)

Wie ich meine ersten drei Frauen verlor (1998)

Theater

Ich habe sehr große Schwierigkeiten, eine Unterhaltung zu beginnen. Und Edith war heute morgen so bockig und bestand darauf – das sah ich ihr ja an – der erste Satz müsse von mir kommen. Wir schwiegen und schwiegen, und sie wurde immer wütender.

Und dann hatte ich noch mal Glück heute morgen.

»Äi, samma!«, sagt sie. »Willze Theater haben?«

»Ja«, sag ich sofort und bin ihr so dankbar. »Schon als Kind. Am liebsten eines aus Papier. Du kennst doch diese riesigen buntbedruckten Bögen, aus denen man sich zuerst die Bühne schneidet und dann das Bühnenbild und dann Sarastro und die Königin der Nacht und den gefiederten Papageno.« Und ich hatte Angst, das Gespräch könne wieder versiegen. »Aber auch die Schlange aus dem ersten Aufzug«, sage ich.

»Samma«, sagt sie. »Willze Theater machen?«

»Am liebsten schon!«, sage ich. »Einmal selbst Papageno sein. Und dann singen – erinnerst du dich? –: ›Wasser trinken? Der Welt entsagen? Nein, da will ich doch lieber eine Alte nehmen als gar keine!«

»Samma!«, sagt sie. »Wenne Theater willz – kannze haben!«

Klopstock!

Es war Montag. Während ich versuchte, in der Bedienungsanleitung unseres Sonys den Passus über das Abspeichern mit Kanaldirekteingabe zu kapiern, dachte ich plötzlich, es sei an der Zeit, mich umzubringen. Ich legte

die Bedienungsanleitung zur Seite und nahm mir meinen Terminplaner und dachte: Samstag wäre gut.

Sicher hatte ich mich manchmal geliebt, oft ein paar Monate lang auf Teufel komm raus, dann ab und zu noch zwei, drei Tage nicht mehr ganz so wuchtig, aber doch konzentriert. Daß nichts Dauerhaftes entstehen würde aus meiner Liebe zu mir, etwas mit längerem Atem, etwas Ununterbrochenes, hatte ich aber früh erkannt, ohne meine Erkenntnis begründen zu können.

Wie jeder, der als Kind in einem humanistischen Gymnasium dialektische Besinnungsaufsätze geschrieben hat, habe auch ich zwei Ichs. Ein Ich beschützt mich so gut es das kann, eins zieht mich runter.

Und das Ich, das mich runterzog, lachte mich aus, weil ich ja sogar den Zeitpunkt meines Todes mit dem Planer abgeglichen hatte.

Dabei war alles einmal ganz anders geplant. Sofort nach meiner Geburt war meine Mutter in den Bertelsmann Lesering eingetreten, damit der aufgeweckte Sohn später eine Riesenellipse durchs All ziehen sollte. Und wir bekamen mit der Post ins Haus die Goetheausgabe in braunem Kunstleder mit Goldprägung. Schiller in Blau mit Gold, Eichendorff in Grün mit Gold. Shakespeare in Rot mit Gold.

Schon mit zehn war ich zugedröhnt mit Situationen und Konstellationen und Zitaten, die ich meist nicht verstand, und gedrillt darauf abzurufen, was Julia, was Stella, was Faust und was Gretchen gefühlt und gesagt hatten. Allerdings fand ich wohl oft beim Blättern die falschen Stellen. Ich fand, was man sagt, wäre man Schillers stöhnende Luise: Sterben, sterben, Gottallbarmherziger! Was nicht gerade eine Initialzündung zum Flug ins All war.

Zwar fand ich im Kleist auch den Schrei: Zum Sieg!
Zum Sieg! In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!
Persönlich hat der Aufschrei mir aber damals nichts ge-

bracht.

Spätestens mit dreizehn war ich durch das Lesen halbkunstlederner Bertelsmannbände ein gebildeter Sadomasochist geworden, der, obwohl es ständig weh tat, weiterlas, aber nichts dabei empfand, als immer wieder einen gräßlichen Mangel: Die Welt war voller prächtiger Dramen! Warum war das bei mir nicht so? Nichts färbte auf mich ab. Alles explodierte vor Lust, nur nicht ich.

Ich zerbrach ja fast an solchen Vorstellungen: Warum kann es bei mir nicht so sein wie bei Werther und Lotten? Ans Fenster treten, wenns abseitswärts donnert und herrlicher Regen säuselt, er sah ihr Auge thränenvoll, und wenn sie dann sagt: Klopstock! –

Dieses »Klopstock« war auch noch mit zackigem Ausrufezeichen und bedeutungsschwerem Gedankenstrich markiert, damit ja keiner der Leser diesen Auslöser über sah. Und es folgte sofort, was er ausgelöst hatte, dieser Name, daß sich Werther nämlich sogleich der herrlichen Ode erinnerte, die Lotten in Gedanken lag, und Werther versank in dem Strome von Empfindungen, den sie in dieser Losung über ihn ausgoß.

Aber jetzt, vor mir der Sony als, wie mir schien, von mir nicht beherrschbares Fenster zur Welt, mit Bedienungsanleitung und Terminplaner neben mir, sagte niemand: Klopstock! – Und ich dachte mit dem einen Ich, das mich runterziehen wollte: Mir ist kalt.

Du bist wehleidig, sagte ich mir mit dem anderen Ich.

Bin ich nicht, dachte ich. Mir ist nur kalt, das ist alles.

Du hast dich schon beschlabbert mit lauter Selbstmitleid, sagte ich mir. Dein ganzes Hemd ist vollgeschlabbert mit Selbstmitleid. Wer soll das jemals wieder rauskriegen?

Das Selbstmitleid hatte ich aus den Romanen, die ich Anfang der Siebziger las. Die begannen alle mit: Sie fläzten sich am Tresen. Oder: Er spürte das lastende Schweigen. Oder: Es ist wie eine Krankheit über mich gekommen. Romane, die schon mit dem Anfangssatz die Per-

spektive verengten und prickelnd spielten mit dem verlockenden Gefühl von Vergeblichkeit, und ich war ihr gläubiger Leser.

Und mich auch noch an diese Romane erinnernd, begannen die beiden Ichs in mir, sich anzugleichen. Das Ich, das mir eigentlich Mut zusprechen wollte, war nahe daran, eine Figur von Woody Allen zu werden, die, wenn sie vor einem Verzweifelten steht, sagt: Oh, das ist ja furchtbar ... aber ich weiß auch nicht ... also, wissen Sie, ich ... mir geht's selbst nicht gut.

Ich zündete mir eine Zigarette an. Dann nahm ich meinen Planer und wie, in der Stoffsammlung zu einem dialektischen Besinnungsaufsatz oder wie bei einer Bilanz, schrieb ich auf eine leere halbe Seite: Was hat in mir jemals etwas Ähnliches ausgelöst wie in Werther der Name Klopstock?

Denn das hatte es ja auch bei mir gegeben, daß ich versank in einem Strome von Empfindungen. Sicher waren nicht alle meine Pläne verwirklicht worden. Eigentlich kein einziger. Aber gemacht worden waren sie ja immerhin.

Das kannte ich doch auch: Ans Fenster treten, wenns abseitswärts donnert, und der herrliche Regen säuselte auf das Land, und der erquickendste Wohlgeruch stieg in aller Fülle einer warmen Luft zu mir auf. Nur daß ich dann eben nicht »Klopstock« gehört hatte, sondern: Stuyvesant.

Und ich erinnerte mich sogleich, und ich sah mich wie damals wieder im Kino.

Zuerst war die Stuyvesant-Reklame. Da flog die Kamera über New York, und ihr Sog riß mich mit, und mir war so schwindelig, daß ich mich am Sitz festhalten mußte. Dann Zauberkreuz BH. Dann Langnese. Dann ging das Licht wieder an, und der Kartenverkäufer kam mit Eis. Dann ging das Licht wieder aus, und ich dachte immer nur: Stuyvesant.

Und dann der Gong für den Hauptfilm. Während das Licht langsam ausging, drei wunderbare Töne Gong. Diese drei dunklen Töne, die Töne immer dunkler, und ganz sanft das Licht dabei weg. Da waren die Sitze nicht mehr dreckig und der weinrote Samt an den Wänden hatte keine Risse mehr. Und der Vorhang ging auf, und alles war zum Sterben schön.

Nur daß die Filme beschissen waren.

Die sah ich aber sowieso nicht. Ich dachte immer nur: Mehr erleben! Ich muß mehr erleben in der großen weiten Welt der Peter Stuyvesant.

Ich wollte mit über die Wolkenkratzer hinweggerissen werden oder meinetwegen in die bodenlosen Straßenschluchten abstürzen mit Peter Stuyvesant – mit dem Duft der großen weiten Welt, der Welt, in der ich als Weltstar Weltruhm erwerben wollte. Ich wollte Dramatiker werden, ein Autor von Weltruf auf den Bühnen von Weltgeltung mit einem Stück von Weltrang. Ich wurde hinweggewirbelt damals und wollte endlich mitmischen in Halbwelt und Unterwelt.

Die zuckersüßesten Augenblicke meines Lebens empfand ich also nicht bei der Lektüre des Werthers und nicht bei den Worten Natur oder Gott oder All oder beim nachgeplapperten Ausruf: Es lebe die Revolution! Die süßesten Worte für mich waren, als ich jung war: Peter Stuyvesant!

Und in meinen Fingerspitzen ist bis heute noch konserviert das Gespür für die Frau, die im Kino neben mir saß, für ihre Strümpfe von »ergee«, glatt und faltenfrei, und ihr mondänes, herrlich arrogantes Bein.

Hin- und Hergerissen zwischen Gelsenkirchen und Hollywood

Als Kind mußte ich, wenn keine Ferien waren, um acht Uhr abends ins Bett. Außer, wenn einmal in der Woche im Fernsehen vom Eichmannprozeß berichtet wurde.

»Jetzt wasch dich schnell, dann darfst du noch Eichmann gucken!«

Aber das war später, erst Anfang der Sechziger.

Unter uns wohnte die Edeltraut mit ihren Eltern. Edeltraut war gar nicht viel älter als ich. Aber eben ein Mädchen. Mädchen haben früh ihre Freier. Und die standen abends vor dem Küchenfenster. Edeltraut lehnte sich raus. Wir wohnten in einer Bergarbeitersiedlung. In keiner alten aus Backstein. Unsere war modern, zwanzig Häuser mit gelbem Rauhputz, zwanzig Häuser mit grünem, zwanzig mit rotem Verputz. Wir wohnten in den roten Häusern.

»Wo wohnze?«

»Inne roten.«

Die Freier hatten ihre Zündapps und Kreidler hochgebockt und saßen drauf und rauchten.

Edeltrauts Eltern hatten einen Zehnplattenwechsler. Zehn A-Seiten klackten durch, der Packen wurde umgedreht. Zehn B-Seiten klackten durch. Es waren immer für sehr lange Zeit dieselben Platten, eh' mal eine neue dazukam. Und nach »Gehen sie aus im Stadtpark die Laternen« kam unweigerlich Caterina Valente mit: »Spiel noch einmal für mich Habanero«.

Einerseits gaben mir die ständigen Wiederholungen Sicherheit, alles war so, wie es war, es konnte nichts passieren. Andererseits kriegte ich eine Ahnung davon, daß im Leben nichts weiter passieren wird. Immer die gleichen zehn A-Seiten. Und dann den Packen umdrehen.

Lust holten wir uns damals beim Klettern an den Teppichstangen vor den Häusern. Und brachten diese Art

von Lust und Mädchen noch nicht zusammen. Mädchen, das war eine andere Lust. Das war die Lust am Posieren. Unter dem Fenster eines Mädchens stehen. Die Kreidler hochgebockt. Zigarette rauchen.

Dazu war ich zu jung. Ich lag im Bett. Und nach Mädchen an sich habe ich mich nicht gesehnt, aber nach der Inszenierung: Mädchen, Fenster, Kreidler, Zigarette. Und ohne Musik ging überhaupt nichts. Alles sollte so sein wie im Film.

Und die Mädchen mußten aussehen wie die zeitlosen Schönheiten in den amerikanischen Schwarzweißfilmen im Fernsehen. Eben inszeniert. Die Wohnungen im Film waren Appartements. Der Mittelpunkt jedes Appartements war die glitzernde Bar. Da standen die Männer mit ihren Drinks. Neben ihnen die Frauen. Abstehende schwingende Röcke für die guten Frauen, enge Röcke und Zigarette für die Bösen.

Heirate nie eine von den Schwarzhhaarigen in engen Röcken, die bringen dir Unglück!

Und das war ja auch so, wie sich später herausstellte: Die im engen Rock war eine ganz hinterhältige Hyäne.

Die lieben Frauen mit den weitschwingenden Röcken bügelten und schoben den Kinderwagen und lächelten und hatten trotzdem irgendwie keine Chance bei mir. Die hatten nichts Dramatisches an sich. Bei denen konnte man als Mann nicht zähneknirschend in seinen Drink starren. Und das war ja gerade der eigentliche Höhepunkt jedes Films.

Schon als Kind hin- und hergerissen zwischen Gelsenkirchen und Hollywood, wollte ich mich ein für allemal für Hollywood entscheiden. Ein Leben lang mit einer Hyäne im hautengen Rock an einer Bar stehen. Vor Zuschauern natürlich. Wie im Film. Und als Musik die zehn Platten der Edeltraut unter uns. Viel mehr kannte ich ja nicht.

Und die Hyäne fragte mich: »Haben Sie ... Feuer?«

Davon träumte ich also. Und inzwischen war man in

Deutschland ganz rasant von der Rassenhygiene auf Körperhygiene umgestiegen. Was sicher notwendig war. Bei all dem Perlon und Nylon müssen die guten Frauen mit den Petticoats beim Tanzen gerochen haben wie die Bären im Zoo.

Der Traum von der Traumfabrik wurde aber immer häufiger unterbrochen. Auch von mir selbst. Irgendwann wollte ich der eigenen Geschichte ja gar nicht mehr entfliehen. Und es ging auch nicht. Zum Beispiel las ich zwanzig Jahre später eine von Fassbinders Regieanweisungen: »In der Lederkneipe laut über Band: Caterina Valente »Spiel noch einmal für mich Habanero«. Sofort war alles wieder da: wo ich herkam, und daß sogar meine Träume kleinkariert waren. Und daß ich eben tatsächlich aufgewachsen war mit dieser idiotischen Gewißheit, das Leben bestehe aus zehn Schallplatten, zehnmal die A-Seiten, zehnmal die B-Seiten, dann wieder die A-Seiten. Und eben auch mit der Gewißheit, das Leben bestehe aus diesen beiden Frauen. Die eine ist lieb und trägt Petticoats und hat das Puddingabitur und kann zwischen eingezogenen Flickern und durchgezogenen Flickern unterscheiden und weiß, wie man Geschirrtücher zusammenlegt und gibt dir Tetraviton, den Lebertran mit dem angenehmen Geschmack, und die wirst du heiraten. Und die andere trägt einen hautengen Rock und Schminke und glutroten Nagellack und wird dich gnadenlos ins Unglück stürzen. Und nach der sehnst du dich.

Gelsenkirchen. Ein Tagebuch (2000)

Ankunft

Ich schreibe über das Jahr, das wir begonnen haben am Strand von Juist. Wir standen in Sichtweite des Kurhauses und hatten keine Uhren dabei und verließen uns auf den Countdown der anderen. Neben uns junge Mädchen. Die sangen, das neue Jahr würde ebenso trostlos wie das alte. Um ihre Gesichter zu sehen, war es zu dunkel. Sie hörten sich aber keinesfalls trostlos an. Deshalb nahm ich sie nicht ernst. Sie tranken Sekt und sangen auch noch Schlagerkitsch von gestern. Nordseebrandung mit »deutscher Föhnwelle« traf uns mitten ins Herz.

Übrigens konnten wir uns das Ganze nicht leisten. Am Strand zu stehen, bei sieben Grad plus, das ja. Alles andere nicht. Auch diesmal hatten wir ein Hotelzimmer gegenüber einer Bank. Gerade wir. Es ist schon ein Witz, wie vielen unserer Hotelzimmer ein Bankgebäude gegenübersteht zur ewigen Mahnung. Aber Krebs und Fische haben ein unglaublich gutes Jahreshoroskop. So begannen wir damit, auf Vorschuss zu leben.

Meine Frau und ich schmalzten uns ins neue Jahr: »Heute fängt ein neues Leben an, Deine Liebe, die ist Schuld daran.« Daran glaube ich. Obwohl das Vogue-Horoskop sagt, Freunde meinten hinter meinem Rücken, ich hätte den Verstand eingebüßt. Aber vielleicht ist das Vogue-Horoskop nur für Frauen.

Noch im Hotel bei der Liebe, meine Füße durch irgendwelche Umstände auf dem Nachttisch, sah ich, wie drüben über Norderney fast zwanzig große rote Leuchtkugeln hingen. Die sanken so träge, dass ich fast annehmen konnte, sie höben sich langsam und mit ihnen die Insel. Da widersprach ich dem Heinrich Heine natürlich: Nichts war »hier todkalte Himmelswölbung«. Wider-

sprach ihm in anderen Dingen aber nicht. Ja, das konnte ich mir gut vorstellen: »Sogar des Morgens, beim Frühstück, / Auf dem glänzenden Butterbrote, / Sieht sie mein lächelndes Antlitz, / Und sie frisst es auf vor Liebe – wahrhaftig!«

Wir tobten weiter. Unter uns das Inselkino: die Comedian Harmonists im Ohr, der Spargel wuchs, und wir freuten uns schon auf den Untergang der Titanic, Kinostart in ein paar Tagen, dann wären wir wieder zu Hause, und wir schworen uns ewige Treue.

Meine Frau, die immer sagt, wir hätten keinen Berg von Schulden, ein Schuldenberg sähe ganz anders aus – auch dafür liebe ich sie –, ist jung und sieht aus, als würden ich und hinter mir Bedienstete in Reihe, als würden wir ihr geduldig Pakete und Päckchen nachschleppen. Ein Facharzt hätte sie anders beschrieben bei unserer Überfahrt nach Norddeich. Wir saßen im Rauchersalon, sie hatte Fieber, und wir röchelten beide, ich im schwarzen Jackett, falls ein Eisberg auftauchen und das Schiff doch untergehen sollte. Wir glaubten, aus imposanten Gläsern zu trinken, meine Salonnière und ich; wir rauchten und röchelten so elegant, und die Nordsee ahmte den Atlantik der historischen Unglücksnacht nach: sie blieb still wie ein Dorfteich.

Aber nichts passierte. Kein romantischer Untergang. Die Fähre legte einfach an, und wir gingen zu unserem rostigen Opel.

Immerhin springt er an, und wir fahren los. Es regnet, und die Landstraßen sind überschwemmt. Britt drückt die Stationstasten des Radios: Zwischen alten Soulhits gibt es Liebeserklärungen der Hörer an andere Hörer, Liebesschwüre und Suchanzeigen. Die meisten Stimmen ganz fiebrig, vielleicht noch vom Schnaps oder vom ernstgemeinten Neujahrsvorsatz, aber alle sehr ehrlich, so scheint es. Keine Prinzessin, kein Prinz im Angebot.

»WANTED« titelt ein zugeschalteter junger Mann: »Arbeitsamt, Leistungsabteilung, letzten Donnerstag um 9.50 Uhr, Zi. 401. Du, weiblich, dunkelblonde, schulterlange Haare, dunkelgelbe Ski-Jacke, schwarze Jeans und schwarze Stiefel. Ich, männlich, rotblonde kurze Haare, braune Winterjacke, blaue Jeans und schwarze Stiefel. Du hattest um 10.00 Uhr einen Termin beim Arzt, warst dankbar, dass ich nicht so lange beim Sachbearbeiter war. Möchte Dich wiedersehen.«

Keine Staus. Wir kommen zügig durch die Gischt. Wenn du nicht lange beim Sachbearbeiter warst, denk ich noch, bist du reingegangen, hast dich mal wieder gemeldet, deine Stammmnummer angegeben, und das war es dann.

Über Frankreich tobt ein Sturm.

»1 Live« bringt Ausschnitte aus Reden Kohls. »Ich sage Ihnen« – und dann sagt er es noch nicht – »ich sage es Ihnen, und zwar mit aller Deutlichkeit« – und sagt es immer noch nicht, noch lange nicht, so dass wir in aller Ruhe auf die Autobahn wechseln – »und was ich sage, meine ich so« – nochmalige Beteuerung statt Stil; er glaubt nicht, dass man ihm glaubt – »und ich sage es mit aller Schärfe« – die Wiederholung einer Menge so ernsthaft klingender Phrasen; ein Rhetoriker à la Seiner Majestät Kaiser Wilhelm II, der ähnlich schwache Konstruktionen bemühte, wenn er seinen »herzlichsten tiefgefühltesten Dank« aussprach, »den herzlichsten innigsten Dank aus tiefbewegtem Herzen«. Vielleicht sind es aber auch Imitatoren Kohls, Kabarettisten, die es längst aufgegeben haben, auf die Pauke zu hauen, die sich schon freuen, wenn sie sich bloß dem Kanzler zum Verwechseln ähnlich anhören. Ein Wahljahr beginnt, und niemand scheint so richtig zu glauben, dass der Bundeskanzler nicht abdanken muss, dass man ihn abwählen kann.

Wir fahren von der B1 ab, die lange dunkle 227 entlang. Es ist schon wieder Abend. Freies Feld, unter der Unterführung ein paar Huren, und dann kommt die Stelle, direkt nach dem Stadtschild, an der wir rechts den Wissenschaftspark mit seiner Glasarkade sehen. Ein feudaler Eingang zur Stadt. Einhundert Meter lang in der Bildunterschrift eines schmalen Fotobandes, dreihundert Meter lang in einem opulenten Band, fünfundsiebzig Meter in einem Prospekt. City in a new light, fünfundsiebzig oder einhundert oder dreihundert Meter Neon, dass man glaubt, Gelsenkirchener Stadträte könnten durch einen Seitensprung die Schlusskurse der Wall Street beeinflussen. Und soll mir keiner erzählen, es sei nicht deren heimliche Sehnsucht.

Die Atmosphäre eines Films wird ganz wesentlich durch das Licht beeinflusst. Die Kraft des Lichts kennen Architekten längst. Es kann jedoch nur begrenzt direkte Informationen über die Geschichte vermitteln, lernt der Drehbuchschreiber in einer der ersten Lektionen.

Da geht die Ampel auf Grün, und wir fahren am Bahnhof vorbei, eine öde Fehlplanung, ein abgewracktes Ding, und wir ahnen: noch sind die Stadträte wie die Sternsinger unterwegs, beten die Vokabeln und Theoriebausteine der Wirtschaftsrepräsentanten nach und sammeln Spenden.

Zwar haben sie in ihren Exemplaren der »Globalisierungsfalle« dick unterstrichen, dass Börsenkurse und Konzerngewinne mit zweistelligen Raten steigen, während Löhne und Gehälter sinken, dass die Arbeitslosigkeit parallel mit den Defiziten der öffentlichen Haushalte wachsen, und das zitieren sie auch manchmal. Oder besonders Mutige haben auch noch das im Buch folgende Marx-Zitat eingekringelt, dass die allgemeine Tendenz der kapitalistischen Produktion sei, den durchschnittli-

chen Lohnstandard nicht zu heben, sondern zu senken oder den Wert der Arbeit bis zu einer Minimalgrenze zu drücken. Dazu gehört wieder Mut, einen Satz von Marx einzukringeln, weil er so unmodern klingt. Aber dann ist es mit ihrem Mut schon wieder vorbei, und sie suchen Trost beim Magermix der Modernisierer, und die wohlbestallten Modernisierer setzen ihre Hoffnung aufs Rauschen der Sprache. Bewegung, Dynamik, Erneuerung, Herausforderung, innovatives Niveau sind längst Schrott-Deutsch. Schrott- oder Dumm-Deutsch auch die Begriffe flächendeckend vernetzen, Impulse zum kulturellen Schulterschluss, Kräfte und Fähigkeiten bündeln, Kreativität, Kulturmarketing, Landmarke, Landschaftspark, Leitbilder, Masterplan und Motor des Strukturwandels. Inflationär die Ankündigungen neuer Organisationsformen, die Beschwörungen von Phantasie und Potential, von Sensibilität, Urbanität und Vitalisierung. Fehlt nur noch einer, der als Vision verkündet: »Es kommt eine Zukunft auf uns zu!«

Der Sturm über Frankreich. Die Proteste der französischen Arbeitslosen nehmen an Schärfe zu. Tausende Menschen beteiligen sich an Kundgebungen. Mehrere hundert von ihnen besetzen zeitweise die Pariser Börse. Die Polizei setzt Tränengas ein, es sei zu Verwüstungen gekommen, sagt sie. Über das »Ende des Schweigens der Arbeitslosen« philosophieren die französischen Zeitungen, und die Bevölkerung ist der Ansicht, dass die neue Sozialbewegung noch lange nicht zu Ende ist. Auch bundesweit ziehen Tausende von Arbeitslosen auf die Straßen. In Gelsenkirchen ist es erst einmal nur einer. Einer kam und demonstrierte dreieinhalb Stunden. Sein Fazit: »Gelsenkirchen schläft.« Die »Revolte der Verlierer« findet hier noch nicht statt.

Was geht hier bloß schief?

Was geht hier bloß schief? denke ich im Café, meistens abends an einem Tisch am Fenster mit Blick auf die Gelsenkirchener Altstadt. Hier geht kaum jemand von A nach B auf dem kürzesten Weg. Es sei denn, er ist ange-trunken und ist dann ein ganz anderer, einer, dem schon was einfallen wird. Denn hier schuldet jeder jedem wenigstens einhundert Mark.

»Gib mal 'n Hunderter! Bis morgen. Bis spätestens morgen früh. Allerspätestens!« Und deshalb schlagen sie, wenn sie nüchtern sind, immer wieder Haken. Ein ulki-ger Stadtteil, in dem alle nur dann einigermaßen gelassen aussehen, als schuldeten sie niemandem etwas, wenn sie betrunken sind. Ich hab schon oft darüber nachgedacht, wie dieses gewaltige Potential an Energie zu speichern wäre, das aufgebracht wird, damit man all denen nicht begegnet, denen man noch einen Hunderter schuldet.

Dieser Stadtteil wird nachts beleuchtet von der Panik seiner Bewohner! Unsere Stadt soll heller werden!

Einige haben Krötenröhren unter die Straßen gegraben, von der Wohnung zur Kneipe, durch die sie dann krie-chen. Zurück dann besoffen und großspurig oberirdisch: »Sicher weiß ich, dass du noch einen Hunderter kriegst! Jetzt mach dir mal nicht ins Hemd, du Wichsfrosch!«

Unter der Altstadt von Gelsenkirchen kreuzen sich schon so viele Krötenröhren, dass man auch hier nur noch zickzack kriecht. Geht einer vorne in einen Laden rein, gehen hinten zehn Mann hinaus, die ihm etwas schul-den. Und die vielen schönen, traurigen, anrührenden, aus purer Angst erfundenen Geschichten! Dieses: »Du hast so wunderschöne Augen!« Oder noch eins draufge-setzt: »Aber ich lieb dich doch!« Bloß weil einer nicht zugeben will: Ich kann dir das Geld nicht zurückgeben.

Wie kocht man Gulasch, wenn das RWE den Strom

abgestellt hat? Die Drähte einer Verlängerungsschnur an der Steckerseite freilegen. Mit Verlängerungsschnur Verteilerkasten im Hausflur anzapfen. Kabel des Bügeleisens in die Verlängerungsschnur stecken. Zwei geklaute Backsteine so hinstellen, dass das Bügeleisen mit der Bügelfläche nach oben eingehängt werden kann. Offene Dose Gulasch auf die Bügelfläche stellen. Regelmäßig umrühren. Eine typische Geschichte aus der Altstadt.

Der Autor bei der Arbeit

Währenddessen sitze ich in Dortmund mit einem Filmproduzenten, mit einem Regisseur und mit Guildo Horns Manager um einen großen ovalen Tisch und schreibe eine deutsche Komödie.

»Wie wäre es, wenn wir in einem Pool in Marokko zwölf Synchronschwimmerinnen um Guildo herumschwimmen lassen, und Guildo pinkelt ins Becken. Das wäre doch der Brüller!« sagt der Manager.

Und weil ich anfangs, hysterisch zu lachen, starrt er mich erbost an, springt auf, dreht sich zum Fenster, bleibt da stehen, und wir alle sehen seinen beleidigten Hintern.

Aus taktischen Gründen – ich werde pro Arbeitstag bezahlt – höre ich sofort auf zu lachen.

Stille. Nervöses Kekseessen. Der Hund des Produzenten spitzt die Ohren: Irgendetwas ist passiert!

»Du meinst also einen Pool in Marokko«, fängt der Produzent an, »zwölf Synchronschwimmerinnen um Guildo herum, und Guildo pinkelt ins Becken?«

Der Arsch vom Manager bleibt beleidigt.

»Also ein Pool in Marokko«, beginnt der Regisseur und sieht an mir vorbei.» Das ist schon mal gut. Und zwölf Synchronschwimmerinnen, das ist auch gut.«

»Und Guildo pinkelt ins Becken«, ergänzt der Produzent,

»das ist natürlich ein Brüller. Ich meine, Guildo Horn hat ja so was Anarchisches.«

»Das meine ich ja«, sagt der Manager, und es hört sich so an, als sage er es unter Tränen. Er bleibt aber stehen, dreht sich nicht zu uns um und sagt auch erst einmal nichts weiter.

»Zwölf Synchronschwimmerinnen«, sage ich, weil ich doch an unseren verrosteten Opel denken muss, der jederzeit liegen bleiben kann. Wir brauchen unbedingt einen neuen Wagen. »Und Guildo pinkelt ins Becken...«

Nachts

Der Bahnhof, so wie er jetzt aussieht, ist 'ne Art Weissagung. Wieder sind drei IC-Züge gestrichen, bleiben zwei. Ein paar gutmütige Züge halten noch ohne zwingenden Grund.

Alle Welt trägt hier leise Turnschuhe, da ist ein Schlag über die Rübe schnell gemacht. Wenn mal Absätze klacken, sieht man sofort das Berlin der 20er mit Orgie, so entwöhnt ist man hier.

Die Nacht kommt mit irgendeinem schmierigen Zug, steigt aus und will schon wieder weg.

In Buer geht es dann so la la mit dem Flair, wo der betrunkene Designer den schüchternen Makler fragt, warum denn dessen Frau sich schon seit fünf Tagen nicht bei ihm, dem Designer, habe blicken lassen. Schließlich würde er die Frau des Maklers lieben. Aber der Makler weiß selbst nicht, wo seine Frau steckt.

Klaras Geschichte (2000)

Dass ein Polizeiauto vor dem Haus stand, konnte gleich ein Dutzend Gründe haben, vom himmelschreienden Chaos bis zu fast harmlos dienstlichem Kaffeeklatsch, wenn der Vater wieder einmal routinemäßig ausgehört werden sollte, ob er wisse, welcher seiner Kumpane von früher wieder aktiv war. Mit Kirschkuchen und leichtem Druck, wenn der Vater zickig werden wollte:

»Was meinst du, sollen wir mal überprüfen, ob alle deine Neger in der Band eine Aufenthaltsgenehmigung haben?« Klara drückte die Haustür auf, die mal schloss, mal nicht schloss. Bis oben zur Wohnung war nichts Ungewöhnliches festzustellen. Während sie gewohnt sicher über die Kabelschlangen und Werkzeuge stieg, rechnete sie aus, was sie dafür im An- und Verkauf bekommen würde.

In der Wohnung ging sie wegen der Stimmen sofort in die Küche, sah aber dort als Erstes die Fische auf dem alten Kühlschrank unter dem schrägen Dachfenster. Auf einem patschigen Stück Zeitungspapier lagen ein paar müde, schlaffe Fische mit offenem Maul.

Nur Bruchteile einer Sekunde später, aber eben später, sah sie die beiden Polizisten. Der eine Polizist saß geduldig am Küchentisch und rauchte, hatte seine Jacke über die Stuhllehne gehängt und das Frühstücksgeschirr zur Seite geschoben. Der andere stand hinter ihrem Vater und nötigte ihn, mit beiden Händen auf den Schultern, sitzen zu bleiben.

»Ganz ruhig!«, sagte der Beamte.

Für einen Moment sah der Vater so alt aus wie das Haus mit seiner runzligen Stirn und seinen über einem Knie zerrissenen Jeans.

»Dämlicher Gedanke«, sagte Klara, »bei dieser Hitze Fisch zu kaufen.«

Klara atmete nur stockend, weil sie Angst hatte vor dem

Gestank der Fische. Merkwürdigerweise rochen die nicht. Klara hatte es nie geschafft, den Geruch von Fischen etwa mit karibischen Nächten, wie die erfunden wurden für Rumreklamen, zusammenzubringen, mit Ausgelassenheit und warm-feuchter, nackter Haut und tropischer Dämmerung, wenn die Funken stoben von den bronzenen Fischen überm Feuer und schöne Frauen und Männer aneinander gerieten und so taten, als würden Sehnsüchte erfüllt. Fischgestank war für Klara immer der Geruch von Bedürftigkeit und von hässlichen Stockflecken in der billigen Tapete von der Feuchtigkeit in den Wänden.

»Ich weiß«, sagte ihr Vater. »Aber ich hatte Appetit auf Fisch, das ist alles.«

Die Stimme ihres Vaters war zuerst ein trockenes Krähen. Dann hustete er, als stecke ihm ein Pfropfen in der Kehle.

Die Fische ohne Geruch waren wie ein gemaltes Stillleben. Statt aber damit zufrieden zu sein, dass sie nicht nach Elend stanken, dachte Klara plötzlich, als wolle sie sich mutwillig quälen, das ganze Haus stinke schon so sehr nach Verarmung, dass der Fischgestank nicht weiter auffiel.

»Das kann nicht alles gewesen sein«, sagte Klara und nickte zu dem Polizisten am Tisch, »sonst wären die beiden nicht hier. Was hat er verbockt?«

»Tag, Klara«, grüßte der am Tisch.

»Tag, Theo.« Klara kannte den Beamten. »Erklärt es mir jetzt endlich jemand?«

Das Telefon läutete. Klara hob ab.

»Nicht jetzt«, sagte sie, ohne zu wissen, wer wen sprechen wollte, und hängte ein.

»Darf ich?«, fragte der Vater den Polizisten am Tisch und wollte den zu Unrecht Unterdrückten mimen.

»Hab ich dir das Reden verboten oder was?«, fragte Theo. Theo war ein Schulfreund des Vaters. Sie sprachen häu-

fig miteinander. Nur nicht über die unappetitlichen Begleitumstände seiner Verhaftung, damals. Darüber schwiegen sich beide Männer aus.

»Ich habe Fisch gekauft«, sagte der Vater. »Das ist alles.« Er war immer noch gereizt, sodass der Polizist hinter ihm die eine Hand auf seiner Schulter beließ.

»Er hat einen vom Jugendamt die Treppe runtergestoßen«, sagte Theo. »Der hat dann uns angerufen.«

»Wo ist Chris?«, fiel Klara ein.

Chris saß unterm Tisch und hatte einen Schwarzweiß-Comic vor sich auf dem Boden und dachte wohl, er male den bunt. Dabei zerfledderte er mit einem stumpfen Blaustift gemächlich die Seiten.

Schraffierte Schatten an den Küchenwänden erinnerten Klara an einen Grill.

Sie kannte den Zorn des Vaters, wenn in ihm das Wetter schlagartig wechselte. Der Sturm brach immer ganz unerwartet los. Der fegte jäh über alles hinweg, was da war, und konnte gut gerade einen vom Jugendamt die Stufen herunterfegen.

»Der Kerl hatte sich verheddert«, sagte der Vater, »in den Leitungen und dem Gekröse auf der Treppe. Ich hab ihn gar nicht angefasst.«

»Er hat es uns anders geschildert«, sagte Theo.

»Ich komm mit dem Fisch zurück, da steht der schon vor der Wohnungstür. Ich sag: ›Wer sind Sie?‹ Er hat sich erschreckt. Er wollte sich nach mir umdrehen. Das Podest vor der Wohnungstür ist schmal. Der fiel an mir vorbei. Wie sollte ich ihm helfen? Ich hatte ja den Fisch in den Händen.«

»Wo war Chris, als du losgingst, um den Fisch zu kaufen?«, wollte Klara wissen.

»Unterm Tisch. Er saß da und malte«, sagte der Vater.

»Ich wollte ihn nicht stören.«

»Du hast ihn allein gelassen?«

»Ich hab ihm noch aus seinem Muttermal auf dem

Handrücken ein Gesicht gemalt mit Kugelschreiber«, sagte der Vater. »Da hat Chris gelacht und war zufrieden.«

»Du hast ihn allein gelassen?«

»Schrei mich nicht an!«, schrie der Vater.

»Ich hab ihn gefragt: ›Soll ich dir eine Fratze auf die Hand malen?‹ Und er hat gelacht!«

»Wenn euch jemand beim Jugendamt angeschwärzt hat«, sagte Theo, »das kann man aus der Welt schaffen. Ich weiß nicht, wie, aber man schafft es. Man putzt die Wohnung, wischt einmal durch und erzählt gerade den Kindern ein Märchen, wenn der vom Jugendamt kommt. Und sagt: ›Kommen Sie rein, ich lese den Kindern gerade was Nettes vor.‹ Du musst das Buch nur so halten, dass er glaubt, du könntest lesen. So macht man das. Aber man schmeißt den Kerl nicht die Treppen runter.«

»Schrei deine Mutter an«, sagte der Vater, ohne Klara dabei anzusehen, »aber nicht mich. Was kann ich dafür«, sagte er, »dass einer genau den Moment abpasst, wenn ich Fisch kaufe, um uns einen vom Jugendamt auf den Hals zu hetzen.«

Theo grunzte und meinte, als sei da nichts mehr zu retten, Bassisten hätten nur eine Hirnwindung mehr als Hühner, gerade nur eine mehr, damit sie nicht während der Vorstellung auf die Bühne scheißen.

»Das ist ein Denunziant. Der muss irgendwo gestanden und uns beobachtet haben«, sagte der Vater mit unverhohlener Geringschätzung. »Irgendein scheinheiliger Nachbar.«

Heimatkunde (2002)

Klar hab ich früher Verstecken gespielt. Ich war sogar ziemlich gut. Die anderen haben mich nie gefunden. Ich hab in irgendeinem Schrank gehockt und gedacht, ich sei Robinson.

Nach einem grausamen Unwetter allein auf einer einsamen Insel landen. Regenwasser trinken, eine Ziege fangen oder ein Wildschwein. Steine aufeinander schlagen, dass die Funken sprühen. Das war mein Traum: Einen Tisch bauen, einen Stuhl bauen. Ein Tagebuch führen. Nach Jahren gerettet werden. Mein Tagebuch veröffentlichen, stinkreich werden. Und jeden Tag Frauen um mich herum, die feuchte Augen kriegen, wenn ich von Todesgefahren erzähle.

Aber jetzt ...

Ich bin nicht besonders scharf drauf, dass mich einer rettet. Ich bin schon schweißnass, wenn ich nur an meine Rettung denke. Wenn mich hier einer findet, werde ich aus der Gegend verschwinden müssen. Weit weg! Und auch da werde ich besser die Klappe halten.

Und Tagebuch führen geht auch nicht. Wie sollte ich denn beginnen? Ich, der arme unglückliche Heinrich Dahlhaus, musste miterleben, wie bei einem fürchterlichen Sturm die Stalltür, die ich seit Monaten reparieren wollte, zuschlug und sich verkantete. Seitdem gräme ich mich über die unglückliche Lage, in die ich geraten war.

Oder ich schreibe: Ein fürchterlicher Sturm trieb mich in die Abferkelbucht COMPACT. Ich krieg die verdammte Stalltür nicht auf. Und einhundertzwanzig Mastschweine gucken mich an.

Verzug-, schlag- und stoßfest. Eine richtig sauteure Tür. Gesichert gegen Einbruch, Ausbruch, Durchschuss und Explosion.

Guckt mich nicht so an!

Zehn Mal auf und zu, dann begann sie zu haken. Ich ruf die Firma an. *Ja, wir kommen! Nächsten Freitag! Gehen Sie da nicht selbst dran, dann verfällt die Garantie!* Danach hab ich mir die Finger wund telefoniert. Viel Lärm und Getue und ich bin immer weiterverbunden worden, aber keiner kam raus.

Meine Knöchel sind ganz aufgeschrappt. Die Tür bewegt sich aber kein bisschen.

Neue Fenster wollten sie mir auch andrehen. Weil sie jedes Kind mit einem Löffel knacken könne, so morsch seien die alten. Brauch ich nicht, sag ich. Ich bau da Gitter vor, fertig. Klasse Idee!

Robinson Dahlhaus hängt am Eisengitter seines Schweinestalls, guckt durch die Stäbe und wartet darauf, dass ein Schiff am Horizont auftaucht! Seit drei Tagen regnet es. Die Wiesen sind moddrig. Als ich jung war, hab ich mich entweder im Schrank oder in den Gräben drüben am Wald versteckt. Da hinten das Haus der alten Boekmann, das stinkt nach Geld. Das fehlt mir auch noch, dass die alte Boekmann hier vorbeisegelt und mich sieht. Gott sei Dank bleibt die Alte bei dem Mistwetter im Bett.

Mein Güllewagen sieht aus wie gestrandet. Das alte Wrack bricht bald auseinander. Aber beheizbare Liegeflächen für Ferkel!

Wisst ihr eigentlich, was ihr mich kostet!

Robinson hatte Rum dabei. Ich nicht. Ich hätte mir Schnaps auf die Wunden gießen können, statt ein dreckiges Taschentuch drumzuwickeln.

Ich schüttel mir den Schmerz aus der Hand. Aber er geht nicht raus. Ich glaub, ich hab Fieber.

Fieber und den Arsch voll Schulden! Dahlhaus, bete zu Gott! Aber was soll ich ihm sagen? Nach fünfundzwanzig Jahren Schweinemast hat man ja viel vergessen.

Taco (2002)

Als Taco aufwachte, wusste er nicht, wo er war. Er lag auf dem Gesicht, sein rechter Arm war verdreht und hochgereckt.

Als Taco das zweite Mal aufwachte, wurde einiges klarer. Er lag am Strand neben einer Liege. Auf der Liege lag nur sein rechter Unterarm.

Das in der rechten Hand mochte ein Zettel sein, so fühlte es sich wenigstens an. Es knisterte, wenn er vorsichtig seine Finger bewegte. Aber er kriegte weder den Arm von der Liege, noch seinen Kopf so hoch, dass er seine Hand hätte sehen können. Außerdem hatte er Sand in den Augen.

Er hörte nur, dass er nicht allein war. Aufgeregte und fröhliche Stimmen. Alle schienen sie tipptopp und bestens in Form. Außer ihm schien niemand zu frieren.

Dann wurde die Menge still.

Als er das dritte Mal aufwachte, hatte sich an seiner Stellung nichts geändert. Nur seine Augen brannten mörderisch. Er konnte sie aber nicht reiben, denn auf seiner linken Hand lag er, und die rechte war längst so steif geworden, dass er sie nie wieder würde bewegen können. Ob der Zettel noch zwischen den Fingern steckte, spürte er nicht.

Er strengte sich an und stand auf.

Mochte sein, dass das Licht sanft war, aber eben nicht zu ihm. Es war ein Zettel, doch konnte er nicht lesen, was draufstand. Mit fast geschlossenen Augen suchte er die Strandduschen, um sich den Sand aus den Augen zu waschen. Stieß gegen Leute, murmelte Entschuldigungen. Vor ihm spukten nervöse Formen und Schatten. Wie er endlich sein Gesicht neben einer komischen kleinen Bude unters Wasser hielt, bekam er Angst, er könnte die Urne verloren haben. Er lief zurück. Die Urne lag im

Sand unter der grünen Liege und hatte Tacos Brille auf. Auf dem Zettel stand in hochmütiger Schrift: *Ruf Britchkats Frau noch einmal an. Sag ihr, du hättest ihren Mann mit einer anderen gesehen, aber sie seien dir entwischt. Dann wird sie gesprächig. Viel Glück. Jana.* Darunter eine Handynummer. Es dauerte ziemlich lange, bis er sich eingestehen konnte, dass es seine einzige Chance war.

In einem Coffeeshop ließen sie ihn in Ruhe telefonieren. Er saß auf einem mit fleckigem Kuhfell überzogenen Barhocker. Der ganze Laden war ein nachgemachtes Indianerlager, allerdings mit MTV an der Decke.

Taco hatte kaum gewählt, da war Gaby schon dran: »Ja?« Sie sollte also bloß nicht so tun, als scherte sie das alles einen Dreck. Ihm war elend von der Sauferei.

»Ich hab deinen Mann gesehen.«

»Ach, du bist es.« Sie hörte sich enttäuscht an.

»Dein Mann war nicht allein.«

Pause. Diesmal hagelte es keine Vorwürfe.

Kamen Kunden in den Coffeeshop, durchschnittlich aussehende Typen, und wollten Drogen kaufen, schloss der Wirt jedes Mal ein altes Klavier auf und präsentierte die Auswahl getrockneter Pflanzen in durchsichtigen Plastikdöschen. Taco hatte die Urne auf die Theke gestellt, hatte aber beim Telefonieren eine Hand darauf gelegt. Wenn die hier so waren wie Lachnitt, wäre er Luisa bald los, was er, wie er gemerkt hatte, nicht wollte.

Und als Taco nahezu vergessen hatte, was sein letzter Satz gewesen war, kam: »Ach nein?«

»Nein. Er sah ziemlich glücklich aus.«

»Wo ist er?«

»Keine Ahnung. Sie sind weggefahren. Die Frau hat sehr lange Fingernägel.«

»Das ist widerlich.«

»Könnte 'ne Schwarze sein. Aber nicht so ganz. Vielleicht eine Asiatin. Auch nicht so richtig. Sah so gut aus, ganz

phantastisch. Bis auf die Fingernägel.«
»Und warum erzählst du mir das alles?«
»Weil du glaubst, ich sei ein Arschloch. Was aber nicht stimmt. Dein Mann ist das Arschloch.« Und weil er plötzlich das Gefühl hatte, sie könnte auflegen, fügte er hinzu: »Ich habe nie aufgehört an dich zu denken.«
»Wo bist du jetzt?«, fragte Gaby.
»Warum?« Er seufzte erleichtert darüber, dass sie nicht aufgelegt hatte.
»Wo?«
»Zandvoort.«
»Dieses Schwein!«
Taco beglückwünschte sich. Zuerst zur Wahl des Ortes und dann zu der Idee, ihr was von einer anderen Frau vorzugaukeln. Beides war brilliant. In Zandvoort hatten die Britschkats ihre beiden Töchter gezeugt.
»Ich jage ihm eine Kugel durch die Eier!«
Der Schönheitsfehler war, dass er Britschkat nicht gesehen hatte. Wie es weitergehen sollte, lag immer noch völlig im Dunklen.
»Er macht mit der Schlampe *unsere* Tour«, sagte sie plötzlich ganz ruhig.
Kinder zeugen in Zandvoort. Und war Gaby sicher schwanger, fuhren sie nach Paris.
»Beide Male ins selbe Hotel?«
Mach dir nichts vor, du blöder Hund! Britschkat war nicht in Zandvoort, ist jetzt nicht in Paris. Taco saß da, die eine Hand sanft auf der Urne.
»Ich bring die Kinder unter, dann nehme ich den nächsten Zug nach Paris«, sagte Gaby. »Ich kann kein Französisch. Kannst du?«
»Klar.«
»Wenn wir ihn finden, hältst du ihn fest, während ich beide Hände frei habe.« Das Nächste war wohl als Belohnung gedacht: »Wenn wir mit ihm fertig sind, werde ich mit dir schlafen.«

Little Red Rooster (2004)

5 und Edith

Edith wuchs auf dem Land auf. Und war ein glückliches Kind. Hüpfte mit den Ziegen. Hüpfte sogar wenn sie sonntags die Kirche betrat. In Landgemeinden kriegt aber alles schnell eine tiefe Bedeutung.

Ob nun durch Eingebung oder aus Langeweile, jedenfalls sah einmal einer genauer hin und zählte, wie die Kleine die Platten im Kirchgang nahm. Fünf geradeaus. Fünf in Richtung Männerbänke und dem Gips-Christus mit seinen fünf Wundmalen, wieder fünf geradeaus, dann fünf in Richtung Frauenbänke, wo an der Wand der Gobelin mit den fünf klugen und den fünf törichten Jungfrauen hing. Da dachten die meisten: Sie ist eine Heilige. Ihre Eltern dachten: Das wächst sich aus.

Tat es aber nicht.

Eines Morgens saß sie wie immer in der Schule. Sie war Fünfzehn. Sie sah aus dem Fenster und sagte plötzlich zu einer Freundin: Wenn die fünfte Kuh, die hier vorbeikommt, pinkelt, hau ich ab in die Stadt.

In Berlin am Bahnhof Zoo, dachte sie: Ich steige in die fünfte Bahn, egal wohin sie fährt. Ich steige an der fünften Station aus. Wenn der fünfte Mann, der mich anlächelt, ein rotes Hemd anhat, werde ich ihn küssen.

Wenn Edith kein Geld hatte, was häufig vorkam, trampelte sie: In den fünften Wagen, der anhält, steig ich ein.

Was anscheinend ein sicheres System war.

In den fünften Mann, mit dem sie ins Bett ging, verliebte sie sich. Er hieß Philip. Als sie ihm drei Kinder geboren hatte, verschwand der Kerl. Sie hat ihn nie wieder gesehen. Die Fünf schien ihre Kraft verloren zu haben. Aber Edith wusste es besser. Sie war noch so voller Liebe zu Philip, dass sie ihm auch Erika schenkte und im Jahr

darauf eine kleine Laura.

Mit den Jahren bekamen Ediths Eltern also fünf Geburtsanzeigen. Die steckten die Briefe aber nur tief in den Schrank.

Little Red Rooster

Ich war dreizehn Jahre alt und bekam von den Eltern aus heiterem Himmel zwanzig Mark geschenkt. Das war nun wirklich noch nie vorgekommen. Ich hatte damals meinen ersten Plattenspieler, und die eine Stones Platte, eine einzige Single, die ich besaß, *Last Time*, hatte die Eltern fertiggemacht. Drei Wochen lang *Last Time*. Sie kam ihnen aus den Ohren raus. Drei Wochen *Last Time* und *I'm A Little Red Rooster*, da waren sie platt. Die Stones hatten meine Eltern geschafft.

Sie machten nur meine Zimmertür auf, reichten zwanzig Mark rein, ich solle mir Schallplatten kaufen, Tür wieder zu. Und die zwanzig Mark wiederum schafften mich.

Ich mir die Schuhe angezogen, die Jacke vom Haken genommen, und dann ging ich los, dünn und bebrillt, mit fleischiger Nase, ein kleiner roter Haushahn, sehr brav gekleidet und ziemlich durcheinander.

Ich musste noch mal zurück, weil ich meine Schülerkarte für den Bus vergessen hatte. Dann rannte ich los, dachte natürlich, ich schlenderte. Hab mir sogar eine Zigarette angesteckt. Und hatte mir für die, die mich ansprechen würden, was zurechtgelegt.

»Hey, geht's gut?« »Klar geht's gut.«

»Hey, wohin gehsse?« Und ich, 'ne Rote Hand im Mund, hätte gesagt: »Oh, ich kauf mir eben mal 'n paar Platten.« Aber entweder sprach mich niemand an, oder ich hab sie einfach nicht gehört.

Die Busfahrt dauerte über vierzig Minuten. Eine verdammte lange Zeit, um mir zu überlegen, welche Platten

es denn sein sollten. Nicht die nein die besser die! Und das Ganze über vierzig Minuten. Dann ging ich durch den Nieselregen zum Plattenladen.

Das Angebot traf mich wie eine Faust, und ich war vollkommen orientierungslos. Lieber 'nen Schlüsselbruch, als zwanzig Mark geschenkt zu kriegen und im Plattenladen zu rechnen, wieviel Singles man haben könnte, welche Singles man unbedingt haben musste, welche noch Zeit hätten, wenn mal die nächsten zwanzig Mark kämen. Aber die kämen nicht so schnell, das wusste ich ja und so weiter.

Und dann war da die LP. Plötzlich hatte ich sie in der Hand. Da war alles drauf. Stücke von den Monkeys und von den Kinks und *No Milk Today*. Achtzehn Stücke, das wären neun Singles, die hätte ich nie für zwanzig Mark gekriegt, das war perfekt. Ich zahlte und wollte nur noch zurück in die Sicherheit meines Zimmers.

Ich nahm den Bus und hielt mich an der LP fest. Sah sie mir nicht weiter an, ließ sie in der Plastiktüte, und auf meiner karierten Liege zu Hause starb ich dann meinen ersten Tod.

Alle Titel, die ich liebte, waren auf der Platte. Aber gespielt im Happy Sound von James Last. Eine halbe Stunde lang wollte ich sie mir schönreden. Bis meine Eltern ins Zimmer kamen und meinten, ich hätte eine ziemlich gute Wahl getroffen.

Das sind meine Lieblingsalpträume noch heute, dass ich durchs Abitur falle, und dass James Last wie eine riesige Bestie auf mich zu kriecht.

Dem unbekanntem WDR-Techniker

Ich hatte schon immer gestottert. Der eine Laut klemmte tief in der Kehle, der andere zwischen Zunge und Gaumen, das *P* zwischen den Lippen. Wenn ich wusste, ich

sollte am nächsten Tag Corned Beef kaufen, was bei uns Kornebeff ausgesprochen wurde, begann ich schon abends beim Einschlafen mit hektischem Atmen, denn wenn ich an der Wursttheke nicht direkt vor Kornebeff stand, weil zehn andere um mich herum auch einkauften, und wenn ich nicht drauf zeigen konnte, musste ich es ja aussprechen.

Mit der Einschulung wuchs die Angst zur Panik. Die Schulzeit begann damit, dass jeder aufstehen und vor den fünfzig Schulkollegen seinen Namen nennen musste. Mit meiner Abscheu vor *Ms* und *Ks* war ich, Michael Klaus, geliefert. Das *M* kam gar nicht, dass ich mir wünschte zum Beispiel Gregor zu heißen, weil Gregor funktionieren würde, dachte ich. Das *K* blieb zuerst lange stecken, ruckte und ruckte und ruckte und schoss dann wie stockbesoffen sofort zu Dutzenden raus.

Meine Mutter und ich fuhren Ende der fünfziger Jahre mit dem Rad zu einem Rektor Glöfeld. Der leitete eine Schule für Beschmierte. Jede Macke eines Menschen mit dem korrekten Fachbegriff zu benennen, war damals allgemein noch nicht üblich. Ich lag also mit zwei anderen Beschmierten in einer alten Hilfsschule mit dem Rücken auf einem großen Tisch, Rektor Glöfeld presste seine Hände abwechselnd auf unsere Bäuche, bis unser Atem ruhiger ging. Wir stießen Laute aus, zum Beispiel *Gnuuuu!*, und die drei Mütter saßen in einer Ecke und zupften an ihren geblühten Kleidern.

Ich behielt das Stottern. Empfund es bald als Strafe dafür, dass ich einmal meinen Großvater, der auch stotterte, lachend nachgemacht hatte. Das hatte ich jetzt davon.

Alle Schuljahre begannen mit dem gleichen Ritual: Mit dem Aufstehen in der Klasse und dem *M* und dem *K*. Im Kommunionunterricht mied ich beim Glaubensbekenntnis regelmäßig die Zeile mit der allein selig machenden katholischen Kirche. Allmächtiger Jesus, dann steck mich doch in die Hölle und übergieß mich mit

Feuerzeugbenzin!

Soweit so etwas geht, hatte ich mich ans Stottern gewöhnt. Als ich anfing, Gedichte zu schreiben, versuchte ich, weil ich meine Gedichte trotz allem vortragen wollte, das Alphabet um die schwierigsten zwölf Buchstaben zu verringern. Sonnenuntergangsgedichte ohne *S* ohne *L* ohne *K* am Anfang eines Wortes und ohne *U*, da ging die Sonne nicht gerade elegant unter, eher wie mit einer verrosteten Bühnenmechanik in einem Provinztheater. Was anscheinend seinen eigenen Charme besaß: Ich war Mitte Zwanzig und sollte meine Texte im Rundfunk lesen.

Ganz ohne kritische Buchstaben ging es dann doch nicht. Ich saß im Studio, versuchte zu sprechen, gestikuliert, ruderte mit den Armen, schwitzte mein Hemd durch und presste wie bei einer Entbindung.

Es war ein WDR-Studio. Der Techniker hinter der Scheibe, dessen Namen ich nicht weiß, hörte sich eine ganze Zeit an, wie ich an einigen Lauten fast erstickte, wie es dann glückte und ich mich vor Glück verhaspelte, wie ich versuchte neu anzufangen. Aber bei irgendeinem *P* brach dann die Welt endgültig zusammen.

Damals wurde noch mit riesigen Bandmaschinen aufgenommen. Der Mann öffnete sein Mikro. Dann zog er Band von der Maschine und hielt mit ausgebreiteten Armen Einmetervierzig davon hoch.

»Stotter ruhig weiter«, sagte er. »Das hier sind deine siebenzig Ps. Ich werde dein letztes *P* nehmen, und alle anderen schmeiße ich weg.«

Ich hätte mir seinen Namen unbedingt merken müssen. Denn seit dem Tag stottere ich nicht mehr.

Im Lexikon

Meine Mutter, sehr früh durch verschiedene Umstände vom Leben enttäuscht, bewachte, sofort nachdem ich eingeschult war, meine Hausaufgaben. Sie stand hinter meinem Rücken, Stunde um Stunde, und stieß mir manchmal mit der ganzen Wucht ihrer Träume vom besseren Leben ihre Faust in den Nacken, dass meine Nase in den Atlas flog, wenn ich zum Beispiel trotz ihrer vorangegangenen Schreierei Wuppertal nicht fand.

Nun konnte ich nicht einfach aufstehen, die Mutter in den Ofen stoßen, die Möbel verkaufen und mir mit dem Geld ein heiteres Leben machen, so dachte ich damals. Ich war gründlich domestiziert und hatte natürlich auch keinen Frosch in der Hosentasche, den ich zur Ablenkung heimlich hätte quälen können, um dann entspannter weiter nach Wuppertal zu suchen.

Aber ich lasse das beiseite. Das hier soll ja keine Geschichte über Wuppertal werden, eher eine über die schrägen Tricks der Ablenkung.

In den vier Jahren der Volksschule stand sie hinter mir und bekam dann, als ich ins Gymnasium kam, wahrscheinlich Krampfadern. Jedenfalls saß sie mir zu dieser Zeit nur noch gegenüber, wir beide durch den Wohnzimmertisch getrennt, und beobachtete mich, während ich arbeitete.

Die kleine Ofentür, die große Mutter. Ich suchte nach einem Ausweg, fand keinen, suchte und griff, durch welchen Zufall auch immer, zum Lexikon. Und das war gut.

Was kann eine Mutter dagegen haben, so dachte ich, wenn der Sohn während der Arbeit ab und zu ins Lexikon blickt? Die Hausaufgaben interessierten mich immer noch nicht. Und nicht deshalb sah ich ins Lexikon. Was mich wirklich interessierte war: Wie sahen die Dinge aus, die ich hätte quälen können?

Also blätterte ich drauflos: Friedrichsruh, Frikadelle, Frikandea, Friseur, Frobenius, Froberger, Fröndenberg, Fronhof, Frosch.

Da waren sie: Frösche, Die Frösche – Aristophanes, Froschfische, Froschlurche. Dazu der Querverweis, dass ich nach Bildern von Fröschen beim Stichwort Amphibien nachzusehen hatte.

Noch etwas unsicher im Alphabet, fing ich schon bei den Algen an, wie durch Zwang, genauer zu lesen, fand Algenblüte, Algengifte, Algenpilze, Algensäure und war auf einmal in Algerien, Staat in Nordafrika, am Mittelmeer, das mittlere der Länder des Maghreb. Es war meine erste weite Reise. Das Wetter war gut. Nur dass, wie ich las, der traditionelle Warentransport mit Kamelkarawanen immer seltener wurde, war ein wenig enttäuschend.

Nicht, dass ich viel behalten hätte von dem, was ich da las. Ein paar Dinge schon. Unterm Stichwort Sklaven eine Zeichnung von gefesselten nackten Sklavinnen. Meine korrekte Einstellung zur Sklavenfrage ließ dadurch lange auf sich warten. Im Grunde genommen war es aber wirklich nicht viel, denn während ich blätterte, überflog, mich fest las, musste ich ja trotzdem, so wie ich nun einmal war, immer daran denken, was ich hätte eigentlich tun müssen.

Eine verzwickte Angelegenheit: Das Lexikon lenkte von der Arbeit ab, mein Gewissen lenkte ab vom Lexikon. Das brachte mich so durcheinander, dass ich glatt auf der Suche nach den großen römischen Männern unter dem Buchstaben G wie *Publius Licinius Egnatius Gallienus* oder *Gajus Julius Cäsar Germanicus* oder *Servius Sulpicius Galba*, dass ich da glatt bei »Geschlechtsmerkmalen« landete, die in der schematischen Darstellung ja das Allerletzte sind.

Oder ich las, ohne es zu wollen, dass der mir heute noch immer nicht weiter bekannte englische Karikaturist James Gillray (1757-1815) ab 1811 geistig umnachtet war.

Einer, der auf die Art wie ich an die erste Benutzung eines Lexikons geht, hat sicher eine besondere Affinität zu diesem poetischen Ausdruck: geistig umnachtet. In einem Lexikon lese ich ständig irgendetwas, was ich gar nicht lesen wollte. Ich schaue nach »Georg von Frundsberg« oder nach »Froufrou«, und lerne über den Umweg »Georgien«, den ich eigentlich gar nicht gehen wollte, Georgiens Wirtschaft kennen, Georgiens Geschichte und Georgiens kulturelle Entwicklung und so auch seine wichtigsten literarischen Symbolisten: Robakidse, Gamsachurdia und Tabidse. Ein klein wenig nutzlos, das Ganze, aber der Sog eines Lexikons ist etwas, wogegen ich machtlos bin.

Nscho-Tschi, sanfte Schwester Winnetous!

Die letzte revolutionäre Entwicklung für den internationalen Film, die von Deutschland ausging, steckte in den Karl-May-Filmen der Sechziger. Nicht die Filme selbst waren es, aber ihre Produktionsbedingungen.

Bis dahin galt ein Ehrenkodex, der die Stuntmen betraf. Keine Szene, bei deren Dreh ein Stuntman ernsthaft verletzt worden war, durfte in den späteren Film geschnitten, die Szene musste noch einmal gedreht werden. Das galt sogar für Ben Hur von 1959. Ist es auch der langweiligste Film aller Zeiten mit ausführlichem Abschiednehmen, was preiswert ist, und eingehendem Augenrollen beim Leiden und beim Racheschwur (ebenfalls preiswert), vorne und hinten hat er Stuntszenen en masse, bei der Seeschlacht und beim Wagenrennen. Zwei Monate Drehzeit allein fürs Wagenrennen und explodierende Kosten, nicht zuletzt wegen dieser weltweit geltenden Verabredung. Aber man hielt sich daran.

Diesen unökonomischen Kodex brachen die Deutschen bei eben jenen Karl-May-Verfilmungen, gedreht in Jugo-

slawien. Da wurde gesagt: Behandelt die Jugos bei den Proben vorsichtig, deutet alles nur an. Und wenn es dann losgeht, schmeisst sie die Treppe runter, aber richtig! Die Krankenwagen kreisten, aber alles kam in den Film. Man sparte sich die Wiederholungen, echte Proben sowieso, und leistete sich ab sofort auch schlechtere Stuntmen. Jeder, der wollte, durfte es versuchen, und alles wurde endlich billiger.

Eiche brutal

So stellte ich mir mein weiteres Leben vor, als ich zwölf war: Auf einer altdeutschen Couch liegen, in der langen, dunklen Schrankwand mir gegenüber das schwere Radio von Telefunken. Manchmal aufstehen und den Sender wechseln, denn Fernbedienungen gab es damals noch nicht. Auf Kurzwelle Gebrissel aus der Mongolei. Machte ich die Augen zu, war es der Atem Godzillas. Links unten im Schrank der Vorsorgeordner.

Mit dreizehn: Godzillagebrissel. Dazu im Kopf eine gerade entdeckte Frühjahrskollektion neuartiger Geschlechtsteile. Und immer noch dieselben gemütlichen Möbel. Vitrinentüren. Zinnverglasung. Die Klappe zum Barfach hatte was gotisch Sakrales. Klappte man sie auf, gab es angeleuchtete Schnapsfläschchen wie eine katholische Prozession. Die roten Beerenliköre waren die Kardinäle.

Solche Möbel kaufte man bei Kazmierzak. Drei humorlose Silben mit eisernen Scharnieren aneinander geschraubt: Kazmierzak. Mehr als bloß Firmenname.

Sechsenddreißig Jahre später stellt die vierzehnjährige Lina ihre erste Horrorgeschichte ins Internet: »Eine schaurige Nacht. Im fahlen Neumond eine wunderschöne Frau.«

Natürlich wachsen der wunderschönen Frau Fangzähne. Im Halbdunkel wuchern so viele grässliche Gestalten.

Jetzt noch eine, noch grässlicher. Die starten zum Angriff.

»Plötzlich zwängte sich ein ledriges, pelziges Tier durch das Fenster, flog wie wild durchs Zimmer und hängte sich mit seinen Krallen kopfüber an meine Schrankwand.«

Kazmierzak dauert ewig. Mag meine elterliche Schrankwand *Berchtesgaden* geheißen haben – mit Kartoffelsalat im eigenen Wohnwagen *Schwalbennest* nach Berchtesgaden zu reisen, war die Sehnsucht meiner Eltern –, heißt Linas Wand *Beach*. Sie ist zusammengesetzt aus Modulen. In den Vitrinentüren kommen Glas und Esche gebürstet wie Wasser und Sand in Wellenform zusammen. Linas Eltern lieben das Meer.

Schrankwand *Toscana*, hammerhart reduziert schon vor der Herstellung, Sekretär *Valencia* (teilmassiv) mit Aufsatz zu Ratz-Patz-Mitnahmepreisen, mediterrane Kommode *Oslo* (sic!).

Samstags beim Ausflug mit der Familie ins Möbelhaus schon mal größere Sprünge üben, falls die sechs Richtigen kommen. Dann würde man das Schlafzimmer *Lagos* kaufen, Pinie altweiß gewischt mit nussfarbenen Absetzungen. Ob das Lagos in Griechenland gemeint ist, ob das in Portugal, vielleicht das in Nigeria, ist egal. Es hat sowieso nichts Griechisches (Wie sähe Griechisches aus?), nichts Portugiesisches, nichts Afrikanisches. Im Ausstellungsstück sind zehn verklebte Liebesromane drapiert. Es werden auch verklebte Romane geklaut, sagt der Verkäufer.

Jedenfalls sehen sich die Kundinnen von Kazmierzak, alte und junge, muskulöse und schlaffe und Frauen mit empfindlicher Haut, die an Kornkreise glauben, vor Schlafzimmer *Lagos* im beinahe durchsichtigen Kleid aus Rohseide, im Licht aus Dunst und Hitze voller Verderbtheit.

»Sexsüchtige Trulla in angestaubtem Alter sucht erfahrenen Deck-Bullen im Format einer Schrankwand.«

Das Neuste: Kaum zu transportierende Funktionsgarnituren (3-Sitzer mit Schlaffunktion, Ottomane mit Bettkasten) werden nach Nomaden-Stämmen benannt.

Die Kunden fahren keine Postkutschen mehr. Aber bei Gobelin aus Polyester, Polyacryl und Viskose, Rahmen eindeutig Presspappe 2001, schichtverleimt mit ausdrucksvollem Wurzelmaserfurnier, fühlen sie, dass darin schon jemand Wichtiges gewohnt hat, was sie supi finden. Im Sessel *Rondo* zum Beispiel Marie Antoinette. Die einen sehen sie noch mit Kopf.

Auch junge, schwarz und blutig geschminkte Gothics gehen zu Kazmierzak und haben ihren Spaß. (In *Rondo* sitzt Marie Antoinettes Rumpf.) Altgediente Junkies fahren ab auf Kazmierzaks depressiv dreinschauende Porzellandalmatiner. Graue Ehepaare suchen noch einmal dieselbe Couch *Münster*, die sie in dreißig Jahren durchgeessen haben. Kommen sie aus der Ex-DDR suchen sie das Modell *Greifswald*. Punks mit angesengten Brustwarzen kaufen dort ganz ohne Ironie. Die Hells Angels interessieren sich für eine Rollkonsole im Landhausstil (Selbstaufbau). Zwei nette Jungs suchen fellationierende junge Männer in edles Kupfer getrieben.

Oberstudienräte des Carl-Maria-von-Weber Gymnasiums lassen sich hier fürs Rechtskunde-Abi Aufgaben einfallen: »Herr Müller-Altöl hat eine Schrankwand in Eiche rustikal mit Butzenglasscheiben, lange Türen geerkert, bestellt. Bei der Anlieferung und dem Aufstellen der Schrankwand in der Wohnung der Eheleute Müller-Altöl ergab sich, dass die Edelholzfläche verschrammt war. Jetzt wüssten er und seine Frau gerne, welche Ansprüche sie haben.«

Bei Kazmierzak treffen sich biedere Männer, die ihre Gattin an die Deckenkronen *Florentin* ketten, antik blau oder antik gold mit Tulpengläsern, sie mit dem WMF-*Rührblitz* peitschen (flexible Kugeldrähte erreichen problemlos jede Ecke) und das Foto an *Praline* schicken.

Damen mit Wachtelfüllung und Herren mit Seidenkrawatten von Kenzo, also ansonsten sehr stilsicher, gehen nicht gerade zu Kazmierzak aber doch in ähnliche Läden in Marbella. Schlechtes muss nicht billig sein. Modernes Wohndesign ist ihnen allen zu kalt.

PS:

Kurz vor seinem Tod bekam ich meinen Vater dazu, eine Ausstellung zu besuchen. Sterbenskrank und klein machte er sich an meinem Arm auf den Anstieg zum Museum. In Gelsenkirchen zeigten sie *Gelsenkirchener Barock*. Es war mit Fünfundsiebzig sein erster Museumsbesuch.

Da waren seine Küchen und seine Wohnzimmer ausgestellt, in denen wir auf schräge Art großbürgerliches Leben nachgeahmt hatten. Mein kleiner Vater wurde noch einmal beweglich. Erkletterte die Podeste: »So haben wir gewohnt!« Als wenn ich das nicht gewusst hätte. Er fasste alles an, dass ich ihn sanft wegziehen musste.

Auf einem der Küchenschränke lag ein Schichtenbuch. In die trugen die Bergleute ihre verfahrenen Schichten ein, um die Abrechnung am Ende des Monats kontrollieren zu können. Ehe ich es verhindern konnte, hatte es mein Vater schon in der Hand, blätterte und verzog sein Gesicht. Der sich das notiert hatte, war nicht gerade ein Laumalocher, aber richtig reingehauen hatte er auch nicht.

Mein Vater wollte noch mehr sehen. Das gab es in der ersten Etage. Eine Dame vom Museumspersonal winkte uns übers Geländer zu sich herauf. Und mein aufgeregter, manchmal charmanter Vater rief: »Fräulein, ich folge Sie überall hin!«

... in die weite Welt hinein (2006)

Rechtschreibreform

»Trenne nie das *s* vom *t*, denn das tut dem *s* so weh!«
Wenn wir's vergaßen, schlug uns in der Volksschule
Lehrer Schultheiss den Bambusstock in die hohle Hand.
Auf dem Gymnasium warf uns Leuenberg seinen schwe-
ren Schlüsselbund ins Gesicht. Aber auch wenn Otto
Leppelsack uns Zwölfjährige anschrie: »Euch Arschlöcher
sollte man im Morgengrauen an die Wand stellen und
erschießen!« wussten wir doch, tief in ihrer Seele waren
diese gewalttätigen Männer ganz anders. Sie wollten bloß
ein kleines *s* vor Schmerzen bewahren. Und wenn jetzt
jemand glaubt, ich berichtete über die Nazizeit: Ich bin
Jahrgang 1952.

Na gut, da gab es schon den ein oder anderen ehemaligen
Obersturmbannführer, der mir das Schwester-Trennen
nach Gehör austrieb:

Schwe-ster!

Aber ich bin dabei, die Dinge zu vermengen, was ich
nicht tun sollte. Und Bambus-Schultheiss war auch erst
höchstens 24, also garantiert kein Nazi. Ob er sich mit *ß*
oder mit Doppel-*s* schrieb, weiß ich nicht mehr.

Wenn ich *Schwe-ster* nach Gehör trennte, gab es zu den
Schlägen auch immer vernichtende Blicke. Was mich
allerdings auf anderen Gebieten weiter brachte. Auf die
Art sorgten die Gymnasiallehrer zum Beispiel dafür, dass
ich begriff, wie winzig und unbrauchbar man sich fühlen
konnte, gerade in einem wilhelminischen Gebäude mit
seinem aufgeblähten Treppenhaus und seinen patheti-
schen Säulen. Sorgten also dafür, dass ich schon als
Zehnjähriger die Grundidee der schwülstigen wilhelmini-
schen Architektur an der eigenen Seele erfuhr, mich fast
vernichtet ins Jungenklo flüchtete und dort in verstellter

Schrift meine ersten Texte an die Türen schrieb. Präzise Texte ohne Pathos und ohne Schwulst. Aber ich vermenge die Dinge schon wieder.

Jedenfalls wurden die, die dem kleinen *s* wehtaten, ohne Nachsicht erzogen.

Vielleicht bin ich auch deshalb Schriftsteller geworden, weil es so viel ich weiß einer der wenigen Berufe ist, dem man Rechtschreibfehler nachsieht. Jeder Inspektorenanwärter muss bei falsch getrennter *Schwester* mit einem Karriereknick rechnen. Der Schriftsteller nicht. Für den gibt es die Lektoren und die Korrektoren.

Ich schaue also der Rechtschreibreform gelassen aber interessiert zu. Denn so viele Rechtschreibreformen erlebt man ja nicht. Mag sein, dass sie auch deshalb durchgezogen wurde, weil die Verlage irgendwelche Steuerersparnisse hatten, da sie sogar finnisch-deutsche Wörterbücher einstampfen und neu drucken lassen mussten. Und wann hat man dazu schon mal die Gelegenheit? Doch Vieles ist tatsächlich vernünftiger geworden.

Ein bisschen muss ich grinsen, wenn ich lese, wie man heute *Schwes-ter* trennt. Und das *s* fängt dabei nicht an zu heulen. Oder wie man *platzieren* schreibt, nämlich mit *tz*, so dass man den Platz wiedererkennt, oder nummerieren endlich mit Doppel-*m* wie Nummer. Ohne Prügel hätte ich es immer schon so gemacht.

Aber *Betttuch* mit drei *t* sieht einfach doof aus.

Zum Grimmschen Wörterbuch

Sobald ich Worte wahrnehmen konnte, fühlte ich auch schon ihr Gewicht und ihre durchs Fleisch dringenden Spitzen, wenn sie auf mich herab prasselten. Mochten die an mich gerichteten sanft gesprochen worden sein, um mich herum tobten Wortgefechte. Jedes Wort war nackter Kampf. Egal von wem gesprochen und an wen adres-

siert, liefen die geschrienen oder gezischten Worte durch meinen Körper, und der sandte Warnsignale.

In der Erinnerung ist es mir so, als wenn ich gleichzeitig mit dem Sprechenlernen auch das Verbergen erlernt hätte – und noch vor der Einschulung, dass ich mehrere Leben würde führen müssen, jedes mit anderen Worten, und nicht etwa nur zwei Leben, eins für die Wohnung, eins für die Straße, sondern fürs Haus gleich eine Handvoll und draußen für jede Straßenecke eines.

Unsere Familie hatte immer etwas zu verbergen. Das dröhnte durch die geschlossenen Zimmertüren. Durch die dünnen Fußböden, Decken und Wände wurde mir zugetragen, was andere Familien gerne verborgen hätten. Und ich bekam Angst davor, auch noch die Leben fremder Familien müssten durch mich hindurch. Ich war nicht alltagstauglich oder auch nur feige und verschwand in Träumen und Büchern. Denn den Wortschwall dort konnte ich portionieren. Da ich mich aber zu oft verbarg, kam ich ins Internat. Sonst hätte ich das Abitur nie geschafft.

In diesem alten Schloss mit unendlich dicken Mauern und Schießscharten als Fenster half ich als Unterprimaner mit, eine Bibliothek neu aufzubauen. Es war herrlich. Ich streunte durch die Läden und gab fremdes Geld aus: Andersch, Bachmann, Enzensberger und als Klotz sowohl im Regal als auch in den uns zur Verfügung stehenden Finanzen: Das Deutsche Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. Nach ein paar Tagen wurde es geliefert. Ich riss eines der Pakete auf, saß da, nahm den Band *a* bis *biermolke*, sah den merkwürdig verdreht hockenden Engel auf dem Vorsatzblatt, las die Tafel, die er hielt: Im Anfang war das Wort. Und mir schien, ich könnte tatsächlich neu beginnen. Ich heuerte auf dem ersten Buchstaben an: a / das A und O / von A bis Z. Ich reiste los und ließ mich treiben: Aal / Aas / Aasbande / Aasfliege / Aasfresser / Abakus / abändern...

Für Stunden besah ich mir dieses »Waffenarsenal« – anders konnte ich bis dahin fast nicht an Worte denken. Besah mir das Wort As. Wie es sich aus dem Latein ableitete, wie es die Römer beim Würfelspiel gebrauchten, wie es ins französische Kartenspiel übernommen wurde, sah nicht die Dramen nur das Wort wie es Wolfram von Eschenbach in seine Dichtung band oder Grimmelshausen in seinen *Simplicissimus* oder wie es aktuell die *berliner morgenpost* benutzte.

Wort für Wort erschienen da mit immer derselben Struktur des Artikels: Stichwort, Wortartangabe, alt- und mittelhochdeutsche sowie weitere germanische und außermanische Vergleichsformen. Informationen zu Herkunft und Form und zur frühesten Bezeugung mit einem kurzen Abriss, wie sich die Bedeutung des Wortes im Laufe der Jahrhunderte geändert hatte.

Nun muss man sich meine Buchstabierstunden nicht so vorstellen, dass mir das Grimmsche Wörterbuch den Rest zum perfekten Sonderling gegeben hätte. Siebzig Prozent meiner Freizeitgestaltung im Internat hätten, wie bei jedem anderen meiner Kollegen, durchaus vor Gericht enden können. Nach den Prügeleien mit Erziehern und Lehrern und nach all den versoffenen Thekengesprächen über Liebe und Tod war es eher ein sicherer Weg zum Atemholen.

In einer Rowohlt-Monographie sah ich damals die Aquarelle der Arbeitszimmer Jacob und Wilhelm Grimms, Berlin, Linkstraße 7. Die schlichte Arbeitsatmosphäre hätte ich gerne auf unser Internatszimmer übertragen. Und solange der Cinzano reichte, waren mein Kumpel und ich uns auch einig: Bücher und Skripte gehörten hier rein, das Geräusch des Kugelschreibers, mehr nicht. Als Frauen höchstens eine Raffael-Madonna an der Wand und eine Gips-Athene auf dem Tisch. Ich als Jacob beschäftigt mit den Buchstaben A bis C, er als Wilhelm gleichzeitig schon über den Wörtern mit dem

Anfangsbuchstaben D. Aber dann war die Flasche leer und wir mussten Schnaps klauen gehen. Trafen dabei auf Mädchen, die zwar so taten, als seien sie Madonnen, was wir sie aber mit nichts als Worten vergessen ließen. Und so kam alles irgendwie anders.

Davon geblieben ist mir der Weg, wie ich meiner regelmäßig einsetzenden Sprechabstinenz zu Leibe rücken kann. Wenn mir meine verschiedenen Leben und die Leben der anderen zu viel werden, sitze ich, benutze keine Worte aber betrachte sie in Büchern, im Abspann von Filmen, in riesigen Neon-Reklamen oder wenn kleine Flugzeuge sie hinter sich herziehen. Auf diese Art gewöhne ich mich wieder an sie. Meine ganz unwissenschaftliche Erinnerung an die Grimms ist immer dabei.



Foto: privat

Totenvogel. Liebeslied (2006)

Ich hatte nicht vor, eine Truhe zu kaufen. Sah sie zwischen Gerümpel, fragte nach dem Preis, versuchte, den Preis zu drücken, was mir nicht gelang, und nahm sie mit. Transportierte sie sorgsam nach Hause. Wusch sie ab und setzte mich daneben. Ich rauchte, trank Kaffee und starrte sie an.

Minuten später war sie vollgestopft mit Zeitungsseiten und Schnipseln, Notizen auf Briefkuverts, Disketten mit Sicherheitskopien von Romananfängen, mit vor Jahren herausgerissenen Illustriertenseiten, und schloss nur so gerade eben, weil der Deckel gewölbt war. Wenn alles beieinander ist, statt zwischen und hinter Büchern zu stecken oder in Schubladen unter Nähgarn und fast vergessen in Telefonbüchern, wenn all die Pläne, die hinter Regale gerutscht waren oder im Portemonnaie vergammelten, erst einmal an einem Ort versammelt sind, dachte ich, Zettel aus Taschen lange nicht getragener Anzüge, alte Bandaufnahmen unterm Bett hervor geholt, verblasste Fotos voller Erzählungen, wenn das alles zusammengefeigt und in die Truhe gekippt ist, dann, so mein Traum von der Ordnung, wird alles ganz leicht. Ich rauchte und gab mich dem Trugbild hin, einmal ganz in Ruhe arbeiten zu können. Oder noch naiver: Eines Morgens, dachte ich dann, werde ich meine grüne Truhe auf den Buckel nehmen oder sie auf einen kleinen dickköpfigen Esel schnallen und damit von Haus zu Haus ziehen: Wer will was erzählt kriegen? Wer bietet was wofür?

Ich hatte sie nicht kommen gehört.

»Na, triffst du wieder Vorbereitungen?«

Meine Frau stand im Türrahmen.

»Du und mich verlassen? Du kommst keine zehn Schritt weit!«

Ich wollte aufspringen und ihr eine knallen. Ließ es. Dachte stattdessen sorgfältig Wort für Wort: Du bist mir ein letztes Mal ins Hirn gekrochen!

Ich fand, sie hatte zu oft gemeint, meine Gedanken lesen zu können, war der Meinung, wir hatten genug gestritten, zog mir die Schuhe an. Da warf sie sich lang aufs Sofa, war sofort außer Atem, und fasste sich ans Herz.

»Soll ich einen Arzt rufen?«

Meine Frau, die meinte, eine Prinzessin zu sein, stöhnte, schnappte nach Luft und schrie. Ich telefonierte gegen ihr Schreien an. Klickte danach das Gespräch weg. Der Arzt würde kommen, das sagte ich ihr, mehr nicht. Ihre Sicht unserer zwanzigjährigen Ehe schoss in schneidenden, unerbittlichen Bildern aus ihr heraus. Ich lächelte. Da weinte sie wie ein kleines Kind. Ich gab ihr Tempos, holte mir saubere Socken und Wäsche.

»Bleib, bis der Arzt da ist!« flehte sie.

Ich legte ihr meine Hausschlüssel vor das Sofa.

Ich schob den rostigen Drahtesel unseres Nachbarn. Irgendwann käme sicher die Gelegenheit, mich zum Diebstahl zu bekennen. Es war warm. Meine linke Hand am Lenker, die rechte auf der Truhe. Ich war nicht mehr schwerfüßig. An jeder Ampel hob ich vorsichtig den Deckel, linste hinein: Zwischen Notizbüchern mit Personenbeschreibungen von Menschen, die ich mit Genuss in Zügen beobachtet hatte, hingen die Schreie vom 11. September. Zwischen Polizeiberichten merkwürdiger Todesfälle glänzte das Lächeln einer rothaarigen Frau in Berlin Tiergarten, schimmerten kleine Romanzen, laueren Internetadressen abgebrochener Recherchen zu Themen, die mich auf der Stelle so faszinierten, dass ich am liebsten in einer Stunde einen dicken Roman geschrieben hätte, die mir trotzdem aus den Augen kamen, vielleicht nur, weil gerade jemand anschellte. Dazwischen meine Socken. Und Notizen über meine stickige Ehe. Ich freute

mich über die vielen Stoffe, Arbeit genug. Einiges schien sich gerade im Moment zu ordnen, rutschte sogar schon im Kopf zu Sätzen zusammen.

Ich schob das Rad direkt zu Insas Reisebüro. Sie saß mit strenger schwarz gerandeter Brille am ersten Tisch, den man vom Eingang erreichte. Ich blieb vor ihr stehen. Ihre Kollegen hoben die Köpfe. Ich sagte, wenn sie immer noch wolle, könnten wir es ab jetzt miteinander versuchen.

»Um sechs hab ich Feierabend«, sagte Insa. »Wo kann ich dich treffen?«

Ich wartete auf sie in einem Biergarten unter Kastanien. Die Gäste hatten ihre Gläser und Tassen mit Bierdeckeln gegen Taubenscheiße gesichert und sich selbst aus Zeitungspapier gefaltete Hütchen aufgesetzt. Eine Kellnerin in roten Stiefeln wirbelte Staub auf. Ich bat sie um eine der Tischdecken aus Papier. Ich hatte die Truhe neben mich gestellt und wollte sie schützen.

Ein paar weiße Wolken. Darüber ein silbernes Flugzeug. Eine Leichenbitter vom Nebentisch glotzte mich an, hörte aber nicht auf, in ihr Mobil zu quasseln. Ich versuchte, mich über ihren stieren Blick zu ärgern, aber es gelang mir nicht. Ich trank sehr viel Kaffee, wollte mir die Wartezeit mit Notizen vertreiben, begnügte mich schließlich damit, nur ans Schreiben zu denken. Und staunte darüber, wie einfach alles gewesen war. Ich dachte, spätestens jetzt müsse sich Herzrasen einstellen, aber das tat es nicht. Das bisher schier Unmögliche, meine Frau zu verlassen, war geschafft; nicht heimlich, still und leise, und trotzdem ohne Schwindelanfall. Nichts war geklärt, wer wo wohnt, wer an wen was zu zahlen hat. Nicht einmal, wie ich überhaupt an Geld kam, was ich mit meinem Haufen Schulden machte. Kein Mangel an Chaos. Trotzdem saß ich gelassen auf dem Gartenstuhl. Selbst meine Bibliothek, die mir jahrelang als Ausrede

diente, nicht abhauen zu können, war mir gleichgültig. Sollte sie die zerreißen. Ihr erster Versuch vor Jahren scheiterte kläglich. Schon nach zehn dünnen Taschenbüchern taten ihr die Finger weh, nach vierzehn hatte sie aufgegeben.

Ihr klägliches Scheitern an Taschenbüchern machte ich noch am selben Tag zu einer Rundfunkgeschichte von Zweiminutendreißeig. Damals schrieb ich wie ein Verrückter. Über Zocker in Wettbüros, über Kinderkarussells mit Holzpferdchen, über monumentale Eintrittsporten mit nackten Frauen aus Stuck. Über Leute, die so aussahen, als fehlte ihnen ein Chromosom. Alle meine Liebschaften machte ich zu Zweiminutendreißeig. Die Biografien meiner Eltern, meiner Verwandten ließ ich auf Zweidreißeig schrumpfen. Ich schrieb übers Saufen und übers Nüchternwerden in Zweidreißeig. Kaum waren sie fertig, las ich die Geschichten im Studio. Die Rundfunkredakteure kauften und kauften und zahlten gut, und es war nicht so, als hätten meine Frau und ich das Geld aus dem Fenster geworfen. Trotzdem war fehlendes Geld unser Hauptthema. Und ging ich runter zum Briefkasten und sah, dass ein Scheck noch nicht eingetroffen war, musste meine Frau, wenn ich mit leeren Händen oben wieder angekommen war, wie aus Zwang noch einmal sagen: »Der Scheck ist ja immer noch nicht da!«

Immer mehr Menschen setzten sich in den Biergarten. Ein Mann mit Bartstoppeln und gelbem Jackett. Zwei Pärchen mit Einkaufstüten, Zigaretten im Mund. Kinder kamen aus der Schule. Ich sah sofort, wer eine schlechte Arbeit im Rucksack hatte. Ich hörte Lippengeräusche und Schmatzen, dann die Stimme meines Vaters: Gut gemacht!

Mein Vater war der einzige, der jemals zu mir gesagt hat:
Du hast eine kranke Frau geheiratet. Ich hatte ihm nicht
geglaubt.
Vage Schatten. Ein paar Halbschlafbilder.

Vor fast genau zwanzig Jahren hatte man alles daran
gesetzt, die unappetitliche Affäre zwischen Insa und mir
vom Tisch zu bekommen. Nach all den Verhören und
Drohungen, die über uns losbrachen, wäre es beinahe
gelingen. Bei ihren paar Anrufen in den Jahren bis heute
hatten wir wie selbstverständlich jeden privaten Ton
herausgenommen, was absurd knappe und trockene
Wortwechsel ergab. Mal hatte sie sich aus schwindelnder
Höhe eines Frankfurter Bankenturms gemeldet, wo sie
kurz davor war, sich wegen eines Jobs vorzustellen. Dann
rief sie aus einer Kölner Zeitungsredaktion an. Mal aus
einem Hotel, wo sie mit vorgebundenem Schürzchen die
Betten machte. Nie fragte ich sie nach ihren Telefon-
nummern oder ihren Adressen. Wir vermieden jeden
Nebensatz, der etwas preisgegeben hätte und machten
uns gegenseitig vor, ordentlichen Abstand voneinander
gewonnen zu haben. Trotzdem hing ich diesen dumm
amtlichen Telefonaten immer lange nach. Ihre Kette von
Jobs zeigte nicht die Spur eines Systems. Und auf einmal
war sie wieder in der Stadt. Und diesmal reichte der wie
nebenbei erwähnte Name des Reisebüros.

Noch eine Stunde. Ich würde mir eine andere Uhr kau-
fen. Eine ohne Tiefenmesser, ohne Registerring zur
Flugdatenberechnung, ohne Alarm. Noch neunund-
fünzigeminuten. Eine Uhr ohne Datenbank,
ohne Weltzeit für dreißig Städte: bloß eine schlichte Uhr.
Am Besten gar keine. Keine Uhr. Nur einen Esel und die
Truhe. Ich war schon dabei, den gierig fressenden Esel
von den Hecken aus wilden Rosen irgendwo in Italien zu
zerren, ging durch einen gotischen Kreuzgang, denn

erzählt hatte ich den wildfremden Menschen, mit denen ich ins Geschäft gekommen war, für heute genug. Wollte nur eine preiswerte Unterkunft für die Nacht. War fast schon bei den Mönchen mit ihrem lateinischen Chorgebet, hörte schon eine feine Oberstimme singen. Das war aber die Leichenbitter, die plötzlich neben mir stand.

»Sie wird nicht kommen«, hatte die feine Oberstimme gesagt.

»Nein?« Ich sah sie an. Im Stehen so hoch wie ich im Sitzen. Guckst du hin, guckst du weg.

»Nein.«

Nach meiner Trauung hatte ich den Ehering gut vierzehn Tage getragen. Danach hatte ich ihn in eine Schachtel gesteckt. Dass ein Mann, der wie in leichtem Fieber dahockt und ständig auf die Uhr starrt, dass der auf eine Sie wartet, war nun nicht gerade der Gipfel des Kombinierens. Eine Anmache, die ich nicht brauchte. Deshalb lächelte ich sie an und sagte weiter nichts.

»Sie hat es sich anders überlegt.«

Es war kein Tag für Probleme. Was sollte ich ängstlich werden. Zwar hatte ich kurz darüber nachgedacht, ob sich meine Frau inzwischen Verletzungen beigebracht, ob sie die Wohnung in Brand gesteckt und mir auf die Art die Bullen auf den Hals gehetzt hatte, zwar hatte ich darüber nachgedacht, wie ich, hätte sie tatsächlich etwas in der Art inszeniert, meinen Vater in den Zeugenstand setzen sollte. War aber sicher, es hinzukriegen.

»Mehr kann ich nicht für Sie tun«, sagte die Frau und ging. Es war Punkt 18 Uhr. Entweder würde Insa genau jetzt auftauchen oder das Nachschminken in den Toilettenräumen des Reisebüros hatte länger gedauert. Oder sie war kurz nach Hause gefahren, um das Strenge loszuwerden: andere Brille, weg mit dem Kostüm, die Haare offen. Da täte mir ein Bier ganz gut, das meine haarsträubende Zielstrebigkeit von der Ehefrau direkt zu einer Frau, mit der mich eine schauerhafte Vorgeschichte

verband, verwischen würde.

Rostiges Fahrrad mit grüner Kiste: Meine Ausstattung als Verführer war kein Brüller. Ich wollte mir mit einem weiteren Bier wenigstens die Falten um den Mund wegtrinken. Ich tippte die Nummer des Reisebüros ins Handy und bekam vom Band die Geschäftszeiten.

Vier Bier pro Stunde. Gleichbleibende Schlagzahl bis Neun. Ich fragte die Kellnerin in den roten Stiefeln, ob sie die kleine Frau von gerade kenne.

»Guck mich nicht so an«, grinste sie. »Ich muss schon meinen Mann erlösen, und den Koch hier auch. Such dir 'ne andere.«



Mit Peter Sellers (Foto privat)

Tage auf dem Balkon (2008)

Mondschein, Mondlicht. Aber wozu soll ich mich noch einmal auf die andere Seite drehen. Ich habe meine Träume unbeschadet überstanden, also schiebe ich mich möglichst leise aus dem Bett. Genug Mondlicht, um nicht den kleinen goldenen Schutzengel, der mit seinem nackten Hintern auf dem Blumentopf an der Tür sitzt, vom Rand zu kegeln. Ich ziehe die Schlafzimmertür sacht hinter mir zu. Suche mir Socken, nehme den grauen Bademantel vom Stuhl, schließe die Küchentür hinter mir. Mache Licht. Klicke in unserer gelben Küche die Kaffeemaschine an, habe keine Lust auf die Uhr zu sehen, da beginnt die Kaffeemaschine auch schon zu knöttern.

Ein früher Montag Anfang November. Ein sehr früher Morgen. Laternenlicht vom Parkplatz. Eine Fahrradlampe. Das Geräusch kleiner Motorräder. Das Klappen einer Autotür. Im Küchenfenster mein Portrait mit grauen, abstehenden Haaren. Auf dem Küchentisch neben der Obstschale liegt der Pfändungsbescheid vom Finanzamt. Draußen die ersten Stimmen. Ich schlucke ein paar Tabletten und stecke mir eine Zigarette an. Drei Glockenschläge, dann herrscht lange Zeit Ruhe. Ein Auto springt nicht an, und der Fahrer orgelt und orgelt. Er hat eine Glatze.

Wie riecht ein November? Ich werde es herausbekommen. Wichtig ist, dass ich mir einen Schal um die Ohren binde.

Wir haben eine schöne große Wohnung. Das sind schon ein paar schwierige Meter am neuen Stock hinkend – denn rechts bin ich seit Neuestem ein Flossenfüßler, ich musste mir bereits eine neue Technik zurecht legen, um jemals aus der Badewanne heraus zu kommen, aber dazu später mehr – mit der zu vollen Kaffeetasche durch die

Küche, dann durchs langgestreckte Wohnzimmer. Eine seiner langen Wände ist hellgrün. Vermutlich hinterlasse ich eine Kaffeespur. Ich schlindere auf den Socken, als würde ich die Dielen bohren. Versuche so den meisten Kaffee wieder aufzuwischen. Zumindest der linke Socken wird feucht. Hat die Spur also gut aufgesogen. Oder verschmiert. Als ich endlich angekommen bin, verheddere ich mich im flattrigen Vorhang. Ich ziehe die Balkontür auf. Drei dicke Bohlen auf ein Metallgerüst geschraubt sind die Treppe, die mich auf die Steinplatten führt. Aus den gleichen starken Bohlen hat unser Vermieter die Bank gezimmert.

Heute tue ich, was ich mag.

Mir gegenüber von links nach rechts: acht Wohnungsfenster in vier Stockwerken, dann die Fenster eines Treppenhauses, daneben zwanzig Wohnungsfenster. Wieder die Fenster eines Treppenhauses, diesmal nur dreistöckig, daneben zwölf Wohnungsfenster in drei Stockwerken. Mir einzubilden, ich läge als Kurgast mit schwacher Lunge in Davos mit Blick auf den Skaletta-Gletscher, auf Piz Michel und Tinzenhorn, wird mir schwer fallen.

Wer glaubt, ich sei Voyeur, der irrt. Das einfallslose Haus, ein großer Block, steht dann doch zu weit weg. Was einige Mieter veranstalten, wenn sie mich erkennen, Fenster zu und blitzschnell den Vorhang davor, ist überflüssig. Und ein Fernglas besitze ich nicht. In den Büchern und Filmen meiner ersten Schulzeit saßen alle Figuren, die mir gefielen, auf einer Erhöhung, konnten bis zum Horizont gucken und hatten ein scharfes Auge. Ich war damals mehrere Male auf Dächer gestiegen, um selbst ein scharfes Auge zu bekommen. Ich wusste nicht viel um die Vorteile eines scharfen Auges. Trotzdem hatte es mich gereizt, eines zu besitzen. Mit Dreizehn bekam ich dann eine Brille mit dicken Gläsern und hässlichem Knappschaftsgestell.

Ich selbst schütze mich selten vor neugierigen Blicken.

Von links der Mond hinter Wolken. Das Morgenlicht vereist. Fast jeden Abend sehe ich mir den Wetterbericht an und hab ihn morgens vergessen. Ob es jetzt warm oder kalt ist, kann ich auch nicht mit Sicherheit sagen. Die Temperatur ist gerade so, dass ich hier mit Socken und Bademantel und Kaffee hocken kann. Mit einer grauen Decke über den Knien. Ein leichter Wind weht mir übers Gesicht und über die Handrücken, während im einfallslosen Haus ein paar Lichter angehen. Will sehen, ob sie diesmal ein Muster ergeben. Einmal durchgehend waagrecht, einmal durchgehend senkrecht, ich würde laut *Bingo* schreien. Jetzt gehen in Hausflur eins die Lichter an. Sofort wachsen neben der Haustür eigentümliche Formen die Fassade empor. Geht das Licht aus, sind sie weg. Eine Frau zieht ihren Trolley über Kopfsteinpflaster und rattert die Stadt wach. Über den Wolken setzen Flugzeuge zum Landeanflug auf Düsseldorf an. Ich meine, unterscheiden zu können, ob die blinkenden Punkte landen oder starten.

Mal im Ernst. Was will der vom Finanzamt bei uns pfänden? Eine zehn Jahre alte Küche? Meine *Billy*-Regale? Tausende von Büchern, darunter Taschenbücher, denen sich pingelige Besucher nur mit Mundschutz nähern? Einen kleinen grünen Holzfrosch, der ein Blatt als Schirm über sich hält? Ein paar schöne Essigflaschen? Die blaue Obstschale, die gelbe Vase? Insas Händchen kann man ihm anbieten, Insas stilsichere Hand, die alles so arrangiert, dass der Mann mit dem Kuckuck, wenn er die Wohnung betritt, glaubt, leichtes Spiel zu haben, da alles nach einigem Wert aussieht. Bis er dann näher heran tritt. Insa könnte seine eigene Wohnung ausmisten, das können wir ihm anbieten. Meinen Sack mit Arzneien kann ich ihm anbieten. Ein paar davon sind aus Dr. Feelgoods Spezialschubladen, Grinsetabletten, die die Welt hübsch erscheinen lassen. Die könnte er an jedem gut geführten Bahnhof gegen viel Geld losschlagen.

Langsam!, mahne ich meinen Kopf, mein Hirn, meine Gedanken. Lasst langsam angehen! Schau einfach nur in die Wolken!, mahne ich mich. Es ist zwar zu dunkel, sie im Detail zu erkennen, aber ich kenn ja sowieso nur ein paar Namen, ohne einen einzigen einer Wolke zuordnen zu können. Haufenwolken, Federwolken, Cirruswolken, Cumuluswolken. Da ich weder Meteorologe, der warnen, noch Bauer, der sein Vieh in Sicherheit bringen muss, bin, sind es für mich ruhige schöne Begriffe.

Schon früh wird es laut. Herbstblätterwegbläser fahren auf ihrer kleinen Maschinen mit Deutschlandfähnchen über die Rasenflächen. Sie selbst tragen kompakte Lärmschützer über den Ohren, ich nicht. Nach ihnen kommen die Herbstblättereinsammler. Einer klettert in den Anhänger und stampft die Blätter mit den Füßen wie Trauben. Und einer guckt zu. Dann fegt der Zugucker weiter und schippt, während der Stampfer sich auf den schmalen Rand des Laubanhängers setzt, Pause hat und Kaffee trinkt und bis zum Feierabend eine geriffelte Querrille am Hintern davontragen wird. Der Kerl steckt mich an. Ich hole mir noch einmal Kaffee. Auf dem Rückweg hänge ich wieder im Vorhang. Der Vorhang und ich müssen noch Freundschaft schließen. Und bringe mir sonst noch eine Menge Kissen mit, aus denen ich mir auf der Bank eine bunte Kissenburg baue.

Die Männer kontrollieren auch die großen Kästen mit Streugut der Firma *Chemo*, die auf den Bürgersteigen stehen. Sie schließen die vandalismusverstärkten Deckel auf, klappen sie hoch, kontrollieren den Inhalt der Kisten und schließen die vandalismusverstärkten Deckel.

<...>

Insa und ich. Beide haben wir bunte Glückspillen verschrieben bekommen. Sie von ihrem Arzt, ich von meiner Ärztin. Sie Glückspillen für Anfänger, ich für weit

Fortgeschrittene. Gerade war die Wohnung noch voller Eisschollen. Aber wir halten uns an die vorgeschriebene Dosis, und das Lachen ist wieder da.

Before you're old and grey, still okay
Have your little fun, son!

Wir nehmen sie nicht gleichzeitig. Jedenfalls habe ich Insa beim Schlucken noch nicht beobachtet. Es wäre auch zu komisch: Zwei Menschen stehen nebeneinander oder stehen sich gegenüber und nehmen Tabletten ein, damit sie weiter miteinander leben können.

Vorgestern habe ich nun ihre Smarties und meine Smarties genommen und sie in der Höhle meiner Hände durchgeschüttelt wie Würfel. Als sie sah, was ich veranstaltete, stöhnte Insa: »Ich möchte tot umfallen!«

»Dann nimm eine von den Gelben. Die sind gegen tot umfallen.«

Insa pickt sich rasch vier gelbe Pillen aus meinen Handflächen und schluckt sie alle auf einmal.

»Stopp! Stopp! Stopp! *Eine!* hab ich gesagt. Bei Pillen spielst du noch in der Amateurliga!«

Have your little fun!
Are you havin' any fun?

Dann nehme ich mir auch einen Pillen-Cocktail zur Brust. Und wie in einem Musicalfilm sag ich zu ihr: »Bleib mein kleiner Putzerfisch. Schwimm durch mein Hirn und knabber mir die Angst weg.«

Why do you work and slave and save?
Life is full of ifs and buts
You know the squirrels save and save
And what have they got.....NUTS!

Werd mir nicht fremd! Pupp dich nicht ein! Werde nicht wegen mir keine magere Katze!

Auf einmal taucht ein Klavier in unserer Küche auf. Ein schwarzes. Dazu ein wahnsinnig eitler Schauspieler, gekleidet nach der Mode, als Hollywood noch sagenhaft war. Er holt sein sehr großes erigiertes Glied aus der feinen Hose, packt es mit beiden Händen an der Wurzel und spielt damit Klavier. Haut damit auf die Tasten, ich glaube das einzige Lied, das man mit Glied spielen kann: You are my sunshine ... Und singt dazu. Blickt sich um und will bewundert werden.

Insa kreischt: »Und alle behaupten immer, Errol Flynn hätte den größten Pimmel von Hollywood!«

Und ich tanze auf dem Küchentisch:

I wanna be loved by you
Just you and nobody else but you
I wanna be loved by you alone
pooh pooh bee doo!

Natürlich singe ich nicht im weißen oder cremefarbenen engen Fummel wie die Monroe. So weit treiben es die Tabletten dann doch nicht. Ich bin auch nicht aschblond oder goldblond. Während ich singe und tanze, bin ich weder silberblond noch bernsteinblond, nicht mattblond, nicht honigblond, nicht topasblond, nicht platinblond. Schon eher Kopfkissen-Weiß.

Eine betrunkene ältere Blondine stöbert unsere nicht bezahlten Rechnungen durch und fängt an zu jammern: »Dieses ganze Film-Geschwätz ist so verdammt peinlich, wenn du selbst gerade überlegst, ob du Geld genug hast, um dir neues Linoleum für den Küchenboden anzuschaffen.«

Ich trete ihr mit voller Wucht ins Gesicht.

Und auf einmal gehen mit lautem Klick! Klick! Klick! wie es Bühnenscheinwerfer so an sich haben, die Lichter aus. Nur das schwache Notlicht brennt. Im Notlicht werfen die Kameras die gruseligen Schatten von ausgestorbenen Riesenechsen, als wollten sie sich auf uns werfen. Insa hat tatsächlich den Pianisten gesehen. Und ich die betrunkene Filmschauspielerin.

Wir lachen noch kurz ein Lachen, das wir uns nicht glauben. Wie viele Jahre wird es noch dauern, bis wir uns endlich eingestehen, dass es uns nicht wohl ergeht?

Ich denke mir Landschaften, Weingärten und Wiesen, einen Holzapfelbaum, Kastanienbäume mit kleinen, gestachelten Früchten. Hartriegel blüht. Die Welt hat ein helles, unbedenkliches Gesicht, und alle Dinge sehen vergnügt aus.

Insa und ich beobachten uns ständig.

»Alles klar?«

»Alles bestens.«

»Jetzt krieg ja keine Heulerei! Das verpack ich heute nicht!« sagt sie.

»Krieg ich nicht.«

»Hast aber so ausgesehen«, sagt Insa.

Den Dialog könnte auch ich angefangen haben.



Foto: privat

Nachwort

18. Juni 2012: Für dieses Lesebuch sollen alle Werke von Michael Klaus noch einmal gelesen, gesichtet, neu sortiert werden. Die Ausgangssituation ist gut. Nicht nur durch Vorarbeiten von Klaus selbst, der über seine Veröffentlichungen penibel genau Buch führte, sondern auch durch eine 2010 erschienene Werkübersicht, die jeden Titel kurz vorstellt.¹

Die neuerliche Lektüre wird zum Genuss. Sie wird aber auch zur Qual. Zur Qual, weil die Auswahl so schwer fällt. Allein ein von Michael Klaus zusammengestellter Erzählband (*...in die weite Welt hinein*, 2006) umfasst über 180 Seiten. Nicht berücksichtigt sind darin seine Romane, Jugendbücher, seine 25 Hörspiele² und seine Lyrik, mit der er literarisch debütierte und die allein schon deshalb neuerliche Aufmerksamkeit verdient hat. Ein komplexer Schreibkosmos tut sich auf, in dem thematisch alles mit allem zusammenhängt: Milieu und persönliches Umfeld, Action, Sex and Crime, Privates und »große« Zeitgeschichte.

Klaus schrieb, weil er nicht anders konnte. In jedem Buch seiner Bibliothek erblicke er einen neuen Roman-

¹ Jochen Grywatsch: *Michael Klaus. Überlebenssache oder: Gelsenkirchen ist überall. Ein Lektüre-Panorama*, in: *Literatur in Westfalen* 11, 2010, S. 193-216. Die Werkchronik entstand auch vor dem Hintergrund der Übernahme des Klausschen Nachlasses in das *Westfälische Literaturarchiv* 2009. Inzwischen existiert ein detailliertes Findbuch, das auch unveröffentlichtes Material und Tonzugnisse beinhaltet (vgl. Eleonore Sent: *Der Nachlass von Michael Klaus*, in: ebd., S. 217-243).

² Klaus' Hörspiele können hier nur erwähnt und nicht detaillierter vorgestellt werden. Diesbezüglich sei verwiesen auf www.literaturportal-westfalen.de, das sämtliche Titel aufführt.

anfang, schrieb er einmal.³ An anderer Stelle⁴ beschreibt er, dass Sprache ihn regelrecht verfolge, sich seiner bemächtige.

Klaus war Alltagsbeobachter aus Passion. Er suchte und fand seine Stoffe vor seiner Gelsenkirchener Haustür. Das Ruhrgebiet ist omnipräsent in seinen Werken vertreten. Klaus war ein Ruhrgebietsautor, aber kein Arbeiterautor (wogegen er sich stets verwehrt).

Ein besonderes Faible hegte er für das Submilieu, das, scheint's, im Ruhrgebiet besonders urige Typen und Themen hervorbringt. Keine Dumpfbacken à la RTL-Serien, sondern wirkliche Originale – standhaft in ihrem Tun auf oft schwankendem Parkett.

Klaus war ein geborener Erzähler und genialer Dramatiker. Beides hängt miteinander zusammen. Seine Prosa ist stark vom Szenischen, Dialogischen geprägt, während seine Hörspiele und Filme epischer Natur sind. Sie sind so randvoll angefüllt mit Handlungskernen, dass der Eindruck entsteht, sie könnten endlos weiter erzählt werden.

Klaus sog seine Stoffe förmlich in sich auf. Er war beständig auf der Suche nach neuen, aufregenden Themen. Er fand sie dort, wo andere sie nicht suchen. Beispielsweise in Cafés und Kneipen. Er hörte gern zu und ließ sich erzählen. Er belauschte Gespräche am Nebentisch und protokollierte diese später. Manches floss unmittelbar in seine Kurzgeschichten und Romane ein.

Am liebsten aber schrieb er über sich selbst. Ein Großteil seiner Erzählungen ist autobiografisch konnotiert. Mit

³ Vgl. auch die Erzählung *Renovierung*, Erstabdruck in: *Auf ein langes Leben! Von Bekannten und Verwandten*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1993, S. 28-30.

⁴ Gemeint ist die Erzählung *Träumen*. Erstveröffentlichung in: *Schlaflose Nacht*. Bochum: Edition Wort und Bild 1994, ohne Seitenangabe.

frappanter Offenheit gewährt er Einblicke in sein – oft bedrohtes – Seelenleben. Der erwähnte Erzählband ...*in die weite Welt hinein* rekapituliert Lebensstationen anhand von Erzählminiaturen – ein Mosaik, das sich zu einem Lebensroman zusammenfügt, in dem sich, von früher Kindheit an, alles um die Themen »Literatur« bzw. »eigenes Schreiben« drehte.

Klaus war ein akribischer Rechercheur. Dies zeigt seine Reportage *Und die Kerle lechzen. Begegnungen in Bars, Peepshows, Bordellen*, die er unter dem Pseudonym Manfred Lukas veröffentlichte.⁵ Ein weiteres Beispiel ist *Ich war nie länger als zehn Minuten allein oder: Ich denk: Jetzt ist Feierabend. Ein Frauenschicksal*. Es blieb nicht bei der bloßen Dokumentation. Klaus verarbeitete den Stoff später in einem Hörspiel und bald darauf in einem Spielfilm (beides WDR).

Was zeigt: Er jonglierte mit seinen Stoffen. Das eine baute auf dem anderen auf, wurde wiederverwertet, fortgeschrieben, variiert. Oft tauchen Sätze und kleine Episoden in unterschiedlichen Zusammenhängen erneut auf. Aus kleinen Handlungskernen wurden Erzählungen, hieraus entstanden Romanepisoden, Hörspiele, Filme, bis hin zum *Schimanski*-Thriller.⁶ Klaus verfügte über ein unerschöpfliches Stoffreservoir, aus dem er nach Belieben schöpfen konnte.

Seine »Lektürewut« tat ein Übriges. Klaus war ein Büchernarr sondergleichen. Die Regale in seinem Arbeitszimmer bogen sich unter der Last tausender Werke unterschiedlichster Thematik, die in Zweier- und Dreierreihen aufgestellt waren. Auch diese Leidenschaft ist Thema mehrerer Kurzgeschichten. Erneut: Klaus zog keine klare Trennlinie zwischen Autobiografie und Fiktion. Das

⁵ Das Buch erschien 1986 im Essener Klartext-Verlag.

⁶ *Schimanski muss leiden*. WDR/ARD 2000.

»Ich« seiner Erzählungen ist kein anonymes »literarisches Ich«, sondern der Autor leibhaftig und lebensecht.

Klaus' literarisches Schaffen begann mit Lyrik. In einem Interview gab er die folgende Anekdote zum Besten: Sein erstes Gedicht habe er im Alter von sechs Jahren verfasst und an den örtlichen Eisenhändler verkauft. Jener habe es mit weißer Farbe auf sein Schaufenster gepinselt: »Der Sommer naht – kauft Draht.«⁷

Klaus' erste selbständige Veröffentlichung war ein bibliophil gestaltetes Doppelblatt mit dem Titel *Marionetten. Eine literarische Visitenkarte* (1977). Es enthielt knappe, pointierte »Gebrauchs-Gedichte« (O-Ton Michael Klaus), die nahe am Agit-Prop angesiedelt waren.⁸ Das galt auch für den Folgeband *Ganz normal* (1983)⁹ und ein *Logbuch* aus dem Jahre 1984¹⁰. Bei Letzterem handelt es sich um ein 20-seitiges Heft, das aus Klaus' Zusammenarbeit mit der Gelsenkirchener Musikgruppe *Hammer & Sichel* hervorgegangen war. Im Zuge dieser Kooperation war 1983 der Soundtrack für sein Hörspiel *Dann mach ma! Frach mich nich!* entstanden, einer gemeinsam mit Rolf Dennemann verfassten Ruhrgebietsrevue.¹¹ Mit dem *Logbuch* endete Klaus' Lyrikproduktion. Er wandte sich der Kurzprosa und dem Roman zu. Seine

⁷ Vgl. Grywatsch: *Lektürepranorama* (Anm. 1), S. 193; Klaus erwähnt die Anekdote auch in der Erzählung *Einundzwanzig* in dem Band *Little red Rooster*. Köln: Bücher der Nyland-Stiftung 2004, S. 68.

⁸ Erschienen in der Gelsenkirchener Edition Xylos.

⁹ *Ganz normal. Gebrauchs-Gedichte. Fang was damit an!* Stuttgart: Spectrum 1979.

¹⁰ *Logbuch. Lyrik und Prosa. Kompositionen nach Texten von Michael Klaus*. Gelsenkirchen 1984.

¹¹ Dennemann war auch Koautor mehrerer Hörspielen von Michael Klaus.

Aufgeschlossenheit gegenüber bibliophilen Veröffentlichungsformen hatte jedoch Bestand.¹²

Als Klaus' erste Texte im Druck erschienen, war er 25 Jahre alt. Damals war die Berufsvorstellung »Schriftsteller« wohl noch ein frommer Wunsch. Klaus studierte auf Lehramt (Germanistik, Kunst, Kunstgeschichte) und legte das Erste und Zweite Staatsexamen ab. 1981 schloss er das Referendariat ab. Doch dann war *Schluß! Aus! Feierabend!* mit der Schule, um einen seiner Filmtitel zu zitieren.¹³

Er wurde freier Schriftsteller, wobei das Wort »frei« ein Euphemismus ist. Auch Klaus musste erfahren, dass ein Autor immer nur so frei war, wie die finanziellen Verhältnisse es zuließen. Aus seiner finanziellen Misere hat er nie einen Hehl gemacht. In seinen Romanen, Erzählungen und besonders in seinen autobiografischen Texten klingt sie unverhohlen an.¹⁴ Boten sich finanzielle Freiräume, ging er gern auf Reisen. Auch hierüber hat er literarisch berichtet.¹⁵

Schon bald wurden seine Texte überall nachgefragt und in Zeitungen, Zeitschriften und Anthologien abgedruckt. Dies und erste Arbeiten für den Rundfunk (seit 1981) beflügelten den Schritt in die Selbstständigkeit ebenso wie frühe literarische Auszeichnungen: ein Förderstipen-

¹² In diesem Licht ist auch eine kleine Privatedition zu sehen, die Michael Klaus gemeinsam mit dem Gelsenkirchener Künstler Peter Werner Reski herausbrachte, 4-seitige Heftchen im DIN-A-5-Format mit jeweils einem Kurztext.

¹³ WDR 1989. Er hielt später allerdings Gastdozenturen an der Universität Duisburg-Essen und an der *internationalen filmschule köln*. Zu erwähnen ist ferner seine Mitgliedschaft im P.E.N., der ihn 2003 zum Vizepräsident und Writers-in-Exile-Beauftragten ernannte. Klaus war ferner Mitglied im VS (*Verband deutscher Schriftsteller*).

¹⁴ Vgl. etwa den Eingangstext von *Gelsenkirchen. Ein Tagebuch*. Gelsenkirchen: Artfutura 2000, S. 7ff.

¹⁵ Ebd.

dium für Literatur der Stadt Gelsenkirchen, ein Arbeitsstipendium des Landes NRW, der Lyrikpreis der Stadt Düsseldorf, der *Hungertuch-Literaturpreis* der Stadt Frankfurt a.M. (sämtlich zwischen 1977 und 1981).



1981 anlässlich der Entgegennahme des Förderpreises Literatur des Landes NRW (Foto privat)

Seine Staatsexamensarbeit schrieb Klaus über den Arbeiterdichter Otto Wohlgemuth.¹⁶ Es handelte sich dabei nicht um eine mit Fußnoten übersäte wissenschaftliche Studie, sondern um eine persönliche Annäherung an den Gründer des Ruhrlandkreises. Klaus versuchte, den Au-

¹⁶ Die Arbeit erschien, was durchaus ungewöhnlich ist, im Druck: *Otto Wohlgemuth und der Ruhrlandkreis. Eine regionale Autorengruppe in der Weimarer Republik*. Köln: Pahl-Rugenstein 1980. 158

tor und seine Zeit zu verstehen, den Menschen hinter den Versen.

Ein für ihn typisches Motiv. Alle seine Bücher handeln vom »Rätsel« bzw. »Phänomen Mensch«, vom kleinen und selten großen Glück, von Triumphen und Niederlagen, von der soziale und privaten »Geworfenheit« des Einzelnen. Klaus' Protagonisten sind bevorzugt Typen mit lebenswerten Macken, sind kleine Helden des Alltags, die groß sind in ihrem Wollen und manchmal hilflosen Streben. Ihnen sind keine Schwächen abhold. Auf der Suche nach ihrem kleinen Glück verheddern, verhaspeln sie sich in den Fallstricken der Normalität. Klaus schlug sich ganz auf ihre Seite. Ohne Häme und Herablassung. Im unsentimentalen Alltag ist Durchhaltewille gefragt und keine Verdammungssparole: »Eine von Michaels Stärken war die punktgenaue Inszenierung von Schwäche. Auch sich selbst, sein Ich als Grübler, Zauderer, verstrickt in Liebesversuche, inszenierte er als umwerfend komische Figur«¹⁷ – so Gerd Herholz, ein unermüdlicher Förderer des Klaussschen Oeuvres.

Klaus liebte die opulente Inszenierung. Gelsenkirchen wird bei ihm zu Hollywood. Damit ist keine Glam- und Glitzerwelt gemeint. Klaus präsentiert Alltag so roh und ungeschliffen, wie er ist, jedoch in Form eines schillernden Abenteuerspielplatzes voll subversiver Vitalität. Er griff in die Trickkiste des Lebens und schaute, was dabei herauskam.

Seine erste umfängliche Prosa legte Klaus 1981 mit dem Roman *Der Fleck* vor. Der Titel brachte es bei zwei Verlagen auf drei Auflagen.¹⁸ Typisch, auch für weitere

¹⁷ Gerd Herholz: *Carmina Buerana. Eine Rede für Michael Klaus*, in: *Literatur in Westfalen* 11, 2010, S. 155-161, S. 160.

¹⁸ Die erste und zweite Auflage erschien 1981 in Essen bei Homann & Wehr; die dritte Auflage drei Jahre später im Essener Klartext-Verlag.

Werke des Autors, sind der knappe, unpräzise Stil, das Alltags- und Vulgär-Vokabular, viele, oft harte Perspektivwechsel und filmähnliche Schnitte. Charakteristisch ist die Gegenwärtigkeit des Erzählten. Man ist bei den Dialogen gleichsam zugegen. Inhaltlich geht es um Flecks Jugenderinnerungen, seine Adoleszenz im Ruhrgebiet der 1960er und 1970er Jahre. Verknüpft ist dies mit dem Besuch eines Klassentreffens in seinem früheren Internat. Flecks Mitteilungsdrang ist kaum zu bremsen, wuchert regelrecht aus: »Du redest. Ich kriege selbst keine Silbe dazwischen«, wirft ihm seine Frau vor, die ihn auf der Reise begleitet. Seine Antwort: »Du irrst, ich habe nicht geredet. Ich habe laut geschrieben.« (S. 46)

Nordkurve (1982) greift ein Thema auf, das auch in Klaus' weiteren Werken eine Rolle spielt: der Fußball. Dem talentierten Nachwuchsspieler Clemens bietet sich die Chance auf einen Einsatz in der Bundesliga. Doch Erwartungshaltung und Erfolgsdruck sind zu hoch. Er verlässt das Stadion durch einen Hinterausgang und bleibt tagelang verschwunden. Eine Entführung wird für möglich gehalten, die Polizei ermittelt. Schließlich wird Clemens in seinem Versteck, dem Kleiderschrank einer Bekannten, entdeckt – eine von vielen Slapstick-Einlagen des turbulenten Romans, der aus meist kurzen Szenen besteht und seine Handlung über schlagfertige, ruhrgebietstypisch-unverblümete Dialoge vermittelt.

Klaus interessierte das Thema Fußball weniger als sportliches denn als zwischenmenschliches Phänomen. Das Ruhrgebiet bot ihm diesbezüglich eine dankbare Bühne. In der ersten Version spielt *Nordkurve* vor dem Hintergrund des ewig jungen Revierschlagers Dortmund-Schalke. Zehn Jahre später ließ Klaus ein stark verändertes Remake selben Titels folgen, diesmal nicht im Kinder- und Jugendbuchverlag Arena, sondern als Taschenbuch bei Goldmann. Die Story spielt nicht mehr »auf Schalke«, sondern beim fiktiven Dortmunder Club *Union 86*.

Die Neufassung des Buchs stand im Zusammenhang mit der erfolgreichen Kino- und Fernsehverfilmung durch Adolf Winkelmann.¹⁹ Klaus steuerte das Drehbuch bei.

Unheimlich offen. Geschichten vom neuen Lebensgefühl leitete eine dreiteilige Serie mit Satirebändchen ein, die Klaus zwischen 1985 und 1993 bei rororo herausbrachte.²⁰ Die Geschichten sind originell, besitzen trockenen Humor und liefern Kostproben ausschweifender Fabulierlust. So lässt Klaus beispielsweise Effi Briest in einem Selbsthilfezentrum für literarische Figuren stranden. *Unheimlich offen* erschien in einer Auflage von 17.000 Exemplaren. Mit den rororo-Bändchen avancierte Klaus vom Regionalschriftsteller zum bundesweit wahrgenommenen Autor. Er galt fortan als »einer der wichtigsten Satiriker und Kurzprosaisten deutscher Sprache«.²¹ Dass hinter der heiteren Fassade mehr steckte als leicht konsumierbare Alltagsware, deuten die beiden folgenden Zitate an: »Im gelehrten Satiriker steckt ... ein geborener Erzähler, einer der schon immer abwarten konnte, geduldig hinsah, seit er die Augen öffnete, einer der wie ein Kind zu staunen nicht verlernt hat.«²² »Solche Texte hat im Deutschen Robert Walser geschrieben. Und Peter Altenberg, ein anderer Meister von Text-Essenzen hat gesagt, er schreibe zwar kurze aber keine kleinen Texte.

¹⁹ Sie bildete dort – im Anschluss an *Die Abfahrer* und *Jede Menge Kohle* – den dritten Teil von Winkelmanns Ruhrgebietstrilogie.

²⁰ Band 2 war *Brüder zur Sonne zur Freizeit. Weitere Geschichten vom neuen Lebensgefühl* (1987), Band 3 *Auf ein langes Leben! Von Verwandten und Bekannten* (1993). Beim letztgenannten Titel handelt es sich um eine bis dato »Best-of-Auswahl« Klausscher Satiren.

²¹ So der WDR.

²² Ebd.

Das ist Michael Klaus: Ein Autor von keinen kleinen Texten.«²³

Zwischen 1985 und 1991 entstanden zudem in rascher Folge 13 Hörspiele für den WDR.²⁴ Besonders hervorzuheben ist Klaus' Beteiligung an dem innovativen, von Frank-Erich Hübner entwickelten Hörspiel-Format *Black Box B1. Ein Radioroman*, für das ein Autorenkollektiv verantwortlich zeichnete. Klaus lieferte 1989 die Pilotsendung *Rotkäppchen ist doch in Wirklichkeit ganz anders*. Auch das 11., 12. und 17. Kapitel des *Radiatoromans* stammten aus seiner Feder.²⁵ Die Vielzahl der Titel verdeutlicht Klaus' Bedeutung innerhalb der Ruhrgebiets Autoren-Szene. Seine Auszeichnung mit dem *Literaturpreis Ruhrgebiet* im Jahre 1991 hatte also eine gewisse Zwangsläufigkeit. Zu nennen sind aus diesem Zeitraum ferner – neben der Verfilmung von *Nordkurve* (1993) und *Schluß! Aus! Feierabend!* (1989) – ein weiterer WDR-Spielfilm, *Verkehr macht frei* (1993), sowie Klaus' Ko-Autorschaft bei dem Kinofilm *Waschen Schneiden Legen* (1999).

Mit dem Image der rororo-Satirebändchen vertrug sich das alles nur noch sehr bedingt. Klaus entzog sich Erwartungen und Festlegungen als Unterhaltungsschriftsteller,

²³ So Erhard Schütz, zitiert nach Herholz: *Carmina Buerana* (Anm. 18), S. 159.

²⁴ Zu erwähnen ist ferner *Der verkehrte Tag*, eine Hörspielbearbeitung nach einer Erzählung von Hans Fallada für den SFB und hr.

²⁵ Die Titel lauteten: *Und wie es so stand und gar nichts mehr hatte, fielen auf einmal die Sterne vom Himmel und waren lauter harte blanke Taler oder Geld ist da, Geld war immer da; Siehe, meine Mahlzeit ist bereitet, meine Ochsen und mein Mastvieh ist geschlachtet und alles bereit: Kommt ...! oder Haben wir Grund zu feiern?; Henry Thalheimer oder Die Alten kommen!* (sämtlich 1989 und gemeinsam mit R. Dennemann verfasst).

obwohl sie ihm dieses Genre durchaus finanzielle Ressourcen hätten eröffnen können – begünstigt durch Klaus' radiokompatible, sonore Stimme,²⁶ wie sie auch auf seinen beiden Jazz & Lyrik-CDs mit dem Klarinettenisten Theo Jörgensmann zu vernehmen ist.²⁷ Herholz: »Als Leser und Interpret seiner eigenen Texte war Klaus unübertroffen: ein sonor-bäriger Buddha auf der Bühne.«²⁸

Statt über fehlgeleitete spätpubertierende Zeitgenossen zu spotten, schrieb Klaus nun bevorzugt über sein Lieblingsthema: sich selbst. Augenscheinlich wird der Wechsel zu introvertierten Themen in dem Prosaband *Schlaflose Nacht* (1994), einer weiteren bibliophilen Veröffentlichung.²⁹ Vorherrschende Grundstimmungen sind Lakonie und Melancholie. Sie kommen beispielsweise in dem Satz zum Ausdruck: »Lieber Gott, mach, daß ich ein Leben lang auf dem Seil tanzen kann, ohne zu fallen. Und sich dann an den Schreibtisch setzen, auf dem alle Dinge ihren festen Platz haben.«³⁰

1995 ließ sich Michael Klaus mit sichtlichem Vergnügen auf ein Projekt ein, das eine Gelsenkirchener Werbeagentur initiiert hatte. Anlässlich des 125-jährigen Bestehens der Gelsenkirchener Stadtparkasse sollte ein kollektives Stadt-Tagebuch entstehen, dokumentiert in dem Band *Fisch ist gut gegen Depressionen*. Jeder Bürger war zum

²⁶ Klaus lieferte zahlreiche Beiträge für die WDR 5-Sendereihe *Neugier genügt* und die Sendung *A-Z: Acht bis Zwölf* (ebenfalls WDR). Zu erwähnen sind ferner seine satirischen Kurztexte für die *Frankfurter Rundschau*.

²⁷ Vgl. die CDs *Hin- und hergerissen zwischen Gelsenkirchen und Hollywood*. Bielefeld: Pendragon 1996 sowie *Irland an Försters Küchentisch*. ebd. 1999.

²⁸ Herholz: *Carmina Buerana* (Anm. 18), S. 157.

²⁹ Erschienen 1994 in der Bochumer *Edition Wort und Bild* von Horst Dieter Gölzenleuchter.

³⁰ Ebd., ohne Seitenzahl; es handelt sich um den letzten Satz der Erzählung *Die Fischdose*.

Mitmachen aufgerufen. Klaus' Part bestand darin, im zweiten Teil des Buchs aus den Notizen – aufgenommen wurden 519 Notate von 480 Autoren – einen Stadtroman zu kompilieren, der die losen Fäden zusammenführte. Es entstand eine assoziativ komponiert Geschichte mit hundert Brüchen und Wendungen über die Lehrerin Doro mit ihren Sorgen und Fragmenten ihrer Lebensgeschichte. Hierin eingebledet sind halb abgeschlossene Episoden aus ihrem nächsten Umfeld – ein Sammelsurium an Schicksalen, das sich asynchron abspult und doch irgendwie zusammengehört. Alltag erscheint in seiner rudimentärsten, brüchigsten Form.

Im Jahr darauf legte Michael Klaus mit *Scherpe und Ziska* seinen ersten »Erwachsenenroman« vor. Er thematisiert eine Liebe im Hinterhof. Dort hocken schräge Vögel wie der kleinkriminelle Plakatmaler und Urkundenfälscher Scherpe, ein Vierziger mit Halbglatze und dünnem Pferdeschwanz, dürr, mit Fettbauch und magenkrank. Ähnlich unappetitlich präsentiert sich sein Kumpel Tom, dem nach einem Streit mit Scherpe die Hand amputiert werden musste. Tom hegt eine Vorliebe für abstruse Gruselgeschichten, die Splatter-Movies abgelauscht scheinen. Dritter im Bunde ist »Klausimausi«, ein korruptes Mitglied des Stadtrats. Er ist fortwährend einem großen Deal auf der Spur und zettelt durch seine Naivität einen blutigen Bandenkrieg an.

Farbe ins Spiel kommt durch die 16-jährige Ziska, eine selbstbewusste, gutaussehende Schülerin und raffinierte Verkleidungskünstlerin. Sie hat sich in Scherpe verliebt, was sie sich selbst nicht erklären kann. Auch sie stammt aus kaputten Verhältnissen. Die Schule hat sie längst geschmissen und lebt in den Tag hinein. Die gesamte Clique ist notorisch pleite und versucht, irgendwie über die Runden zu kommen. Dabei schlittert sie von einem Malheur ins nächste. Scherpe hatte mit einer Polin angebandelt, die er per Annonce aufgetan hat und die unter

falschem Namen in Deutschland untergetaucht ist. Nun stellt sie Forderungen an Scherpe, was diesen psychisch völlig überfordert. Später wird sie Opfer des erwähnten Bandenkriegs, in den Polen und Asiaten verwickelt sind. Sie wird in Scherpes Auto in die Luft gesprengt, nachdem sie ihm kurz zuvor eröffnet hatte, ein Kind von ihm zu erwarten. All dies treibt Scherpe in die Apathie – er ist wochenlang nicht ansprechbar. Als auch Ziska ihm mitteilt, ein Kind von ihm zu erwarten, ist es vollends um ihn geschehen. Die Situation gerät derart aus dem Lot, dass Tom, der ein Auge auf Ziska geworfen hat, der Kragen platzt und Scherpe in einem kleinen Heimkino, das sich beide aufbaut haben, erdrosselt. (Apropos »Kino«: Das anarchische Quartett um Scherpe trauert sehnsüchtig nostalgischen Filmkulissen nach. Einen Großteil ihres kargen Alltagsvokabulars beziehen sie aus den Mythen der Unterhaltungsindustrie.)

Klaus reiht burleske Szenen voller Kolorit, Slapstick und (Tragik-)Komik aneinander. Die staubtrockenen Dialoge sind urkomisch. Das Paradestück aus dem prekären Milieu ist zudem reichlich mit Sex gewürzt. *Scherpe und Ziska* ist wohl Klaus' überzeugendster Roman. Er fügt unterschiedlichste Elemente leichtfüßig zusammen und verknüpft diese mit einem originellen kriminalistischen Plot. Leider kam es nicht zu einer angedachten Verfilmung.

Der Sommer in Samuels Augen (1997) ist linearer erzählt als *Scherpe und Ziska*. Was äußerlich (Reihe: *Fischer Schatzinsel*) wie ein »normales« Jugend- und Abenteuerbuch daherkommt, entpuppt sich als ganz und gar untypisches Muster des Genres. Hauptfigur ist ein scheinbar nichtsnutzer Vater. Er ist von Beruf Vertreter und tischt seinen Kunden nichts als Lügen auf. Außerdem konsumiert er hektoliterweise Bier und gibt seine krause Lebensphilosophie schlaftrunken auf einem Hoteldach zum Besten. Im Grunde ist er jedoch eine gute, von Sentimentalität und der »Gier nach Leben« gebeutelte Seele,

die mit der Wirklichkeit nicht zurechtkommt. Nun aber wird er mit der ganzen Härte der Realität konfrontiert. Sein 16-jähriger Sohn hat nämlich nicht nur scheinbar (es bleibt im Roman lange Zeit offen), sondern tatsächlich einen Eifersuchts-Mord begangen, verschwendet daran jedoch keinen reuevollen Gedanken, sondern schliddert – ebenso gedankenlos wie der Vater – in ruhmlose Liebesabenteuer mit einer älteren Theaterschauspielerin.

Klaus schrieb das Buch gemeinsam mit seinem 16-jährigen Sohn Roman. Er entdeckte mit dem Roman die Form des literarischen Road Movie à la Kerouac und damit ein seinem Schreiben entgegenkommendes, offenes Kompositionsprinzip. Die Handlung wird nur durch einen losen Faden zusammengehalten. In Form einer Szene-Collage löst sie sich in viele halbgroteske, fast surreale Einzelbilder auf. Eine solche Technik entfaltet vor »kaputten« Ruhrgebiets-Kulissen ein besonderes Flair. Sie gelangte ähnlich auch in Klaus' anderen Jugendromanen (*Klaras Geschichte*, *Taco*) zur Anwendung. *Der Sommer ins Samuels Augen* präsentiert sich in dieser Hinsicht als erneut filmreifes Kabinettstückchen, das sich jedem (Jugendbuch-)Klischee entzieht.

Vom rororo-Billig-Taschenbuch zum Hardcover. In *Wie ich meine ersten vier Frauen verlor* (1998) erschienen viele Klaus'sche Kurzgeschichten/Satiren in neuem Gewand. Gleichzeitig bilden sie 47 Texte des Bandes so etwas wie einen Kanon seiner Erzähl-Klassiker. Hierzu gehören Texte wie *Auf ein langes Leben*, *Brilon Wald*, *Die Fischdose*, *Die Herberg' ist zu böse*, *der Trübsal gar zu viel* oder *Die Zeit zwischen den Jahren*, die zuvor bereits in mehreren Erzählbänden abgedruckt worden waren.

Klaus' nächster Erzählband *Little red rooster* (2004) wartete hingegen, sechs Jahre später, fast ausschließlich mit

Erstveröffentlichungen auf.³¹ Viele Texte gingen später nahtlos in den nach biografischen Gesichtspunkten zusammengestellten Erzähl-Sammelband *...in die weite Welt hinein* ein. Unter den 73 Texten jenes Bandes sind weitere 16 Erstveröffentlichungen.

Einmal mehr kultivierte Klaus in diesen Sammlungen seine besondere Beobachtungskunst und blieb seiner lakonischen Diktion treu. Und damit auch einer einfachen, niemals überforderten Sprache. Relativsätze sind verpönt, alles wird geradeheraus gesagt. Manche Sätze muss man sich in ihrer Kargheit regelrecht auf der Zunge zergehen lassen. Sie sind so trocken, dass der Leser sie erst einmal verdauen muss. Im mündlichen Vortrag waren sie, wie erwähnt, unwiderstehlich.

»Dieser Stadtteil wird nachts beleuchtet von der Panik seiner Bewohner!« – da ist er wieder, der Satz, der schon aus *Scherpe und Ziska* im Gedächtnis geblieben ist³². Nun taucht er in *Gelsenkirchen. Ein Tagebuch* (1999) wieder auf. Es handelt sich dabei nicht um ein gewöhnliches Tagebuch, das Tag für Tag Revue passieren lässt. Vielmehr begegnen frei aneinandergereihte Erzählminiaturen, in denen sich Privates und Stadtleben/Stadtpolitik vermischen. Die Mixtur entpuppt sich als Bilanz des ganz alltäglichen Wahnsinns, der, wie es scheint, in Gelsenkirchen ganz spezielle Blüten treibt. Klaus identifizierte sich mit diesem Beziehungs- und Institutionen-Wirrwarr zwischen Metropolenanspruch und tiefstem Provinzialismus. Er bekannte lauthals: »Ich bin ein Gelsenkirchener.« Weiter heißt es: »Es gibt sicher viele Gelsenkirchener, die morgens die Zeitung aufschlagen, um nach Sensationen zu blättern. Aber die passieren immer

³¹ Bis auf drei Ausnahmen: *Sonntags*; *Stupsnase*; *Was geht hier bloß schief?*

³² Dort heißt es leicht abgewandelt auf S. 64: »Diese Stadt wird nachts beleuchtet von der Panik ihrer Bewohner.«

woanders. Und lesen sie im Gelsenkirchener Teil etwas Sensationelles, so sind sie sicher bei den Besprechungen meist amerikanischer Kinofilme gelandet und merken das auch früher oder später. Und dann möchten sie woanders sein, schon morgens. Telefonieren sie aber mit woanders, so hören sie, dass am anderen Ende der Leitung nichts los ist, und es entsteht schnell ein harter Streit darüber, in wessen Stadt nun der Hund begraben liegt.«³³

2000 legte Klaus mit *Klaras Geschichte* einen weiteren Jugendroman vor. Klara ist eine aufgeweckte 15-jährige Göre, die in einem völlig konfuseu Haushalt aufwächst. Ihre Mutter hat das sinkende Schiff verlassen und lebt nun in Irland. Klara muss für sich und ihre beiden jüngeren Brüder sorgen. Letztlich auch für ihren Vater, einen »Meister des Scheiterns«, der ehemals als Autoschieber im Knast saß und sich nun wenig erfolgreich als Bassist einer mittelmäßigen Band verdingt. Als das Jugendamt vor der Tür steht mimen jedoch alle »heile Familie«.

Auch diese Geschichte lebt von ihren skurrilen Einfällen. Klaras jüngerer Bruder muss zum Beispiel einem Hausmeister aus der Bibel vorlesen, wenn jener mal wieder »seine Touren« bekommt. Die Depressionen des Hausmeisters – der Anblick von Fahrrädern löst bei ihm Weinkrämpfe aus – sind auf ein Unglück zurückzuführen, das ihm in Irland widerfuhr. Er hatte auf dem Lande in O'Briens Kneipe getrunken und nachts betrunken über eine kniehohe Mauer uriniert. »Vom vielen Bier so hochnäsigt, dass er glaubte auch im Dunkeln einen Regenbogen pinkeln zu können, hatte er aber nur eine hinter der niedrigen Mauer liegende Kuh angepisst. Die war aufgesprungen und der Nachbar hatte an den weit aufgerissenen Augen und an ihren Hörnern und am zähen, hellen Schaum am Maul einen wieder auferstan-

³³ *Die Zeitung aufschlagen*, in: *Gelsenkirchen. Ein Tagebuch* (Anm. 15), S. 16.

denen keltischen Krieger erkannt und erlitt vor Schreck einen Schlaganfall und kam nach Hause als ein alter, grauer Knabe am Stock.«³⁴

Klara werfen solche Schicksalsschläge nicht aus der Bahn. Sie erfindet ihr eigenes Amüsement. So schreibt die famose Geschichtenerfinderin unter falschem Namen heimlich Liebesbriefe an fremde Männer, die sie in ein Nachbarhaus bestellt, um sie von ihrem Fenster aus zu beobachten. Eine nächtliche Odyssee führt Klara in immer seltsamere Situationen. Hierzu gehört die merkwürdige Begegnung mit zwielichtigen Gestalten in einem Parkhaus, plumpe Avancen eines langweiligen Hi-Fi-Verkäufers und eine bizarr missglückte Jobsuche in einem Filmpark. Zurückgekehrt, brennt zu allem Überfluss ihr Elternhaus ab – ein abbruchreifes Domizil irgendwo zwischen Duisburg und Dortmund. Aber das tut auch nichts mehr zur Sache in einer Geschichte, die – so eine Rezension – zwischen »glasklarem Realismus und absurder Überzeichnung«³⁵ hin und herpendelt. Wollte man – was bei Michael Klaus meist scheitert – nach einer Botschaft suchen, würde diese lauten: Sei offen für Abenteuer, die Welt ist voll davon!

28 Kapitel Vollgas. In seinem nächsten Jugendroman *Taco* legte Michael Klaus zwei Jahre später noch eins drauf. Der 16-jährige Taco verlässt ohne ersichtlichen Grund sein zerrüttetes Elternhaus und schlägt sich mit kleinen Diebstählen und Gaunereien durch. Gemeinsam mit dem abgebrannten Makler Brischkat erleichtert er die Eltern einer verstorbenen Mitschülerin Luisa um 15.000 Euro, indem er eine Urnenbestattung im All vorgaukelt. Doch dann macht sich der zwielichtige Brischkat mit dem Geld aus dem Staub. Mit der Urne im Gepäck nimmt Taco eine Verfolgungsjagd auf, die von Gelsen-

³⁴ S. 14.

³⁵ Zitiert nach Grywatsch: *Lektürepranorama* (Anm. 1), S. 210.

kirchen aus nach Amsterdam, Barcelona, Lissabon und Paris führt. Dort taucht die zwischenzeitlich abhanden gekommene Urne wieder auf. Während seines Trips trifft Taco auf schrille und skurrile Typen, gerät in konfuseste Situationen und erlebt zahlreiche erotische Abenteuer. »Die Welt war ein einziger Unsinn«, heißt es einmal leitmotivisch.

Die Frage nach der Logik des Plots stellt sich angesichts der vielen Ungereimtheiten und Zufälle irgendwann nicht mehr. Die Szenenfolge ist, wie oft bei Klaus, fast willkürlich. Wichtiger ist der grelle Effekt der skurrilen Szenen und die von ihnen ausgehende bizarre Komik. Großes Kino also, bei dem es um Action, Turbulenz, pures, wildes Leben geht. In *Taco* uferf dieses Prinzip zum regelrechten Overkill aus, der dem Leser einiges und manchmal auch zu viel abverlangt.

Verflixt und zugenäht! Die Tür ist zugeknallt, verriegelt und verrammelt. Und Bauer Dahlhaus sitzt fest. Sitzt fest in seinem High-Tech-Schweinstall wie in einem Mauseloch. Und Hunderte von Mastschweinen starren ihn mit seltsamen Augen an, während das Futtermittel ungebremst nachströmt. Ein Albtraum. Die Firma, die die Tür eingesetzt hat, kann erst Tage später zur Reparatur kommen. Statt zu helfen, warnt sie: Nichts anrühren! Sonst verfällt die Garantie!

Bauer Dahlhaus versinkt, von Verzweiflung gepeinigt, in eine Art Dämmerzustand. Situationen und Szenen aus der Vergangenheit ziehen an seinem inneren Auge vorbei. Es sind die Gestalten des Dorfes, die seine Fantasie beunruhigen. Die Sache mit Brintrup beim letzten Schützenfest. Ein kurzweiliges Tête-à-tête mit Gisela auf der Kühlerhaube eines BMW. Ein Ausflug nach Lourdes, der komplett schiefging. Und noch immer ist die Tür des Schweinstalls felsenfest verbarrikadiert. Das Futtermittel steht Dahlhaus schon bis zum Hals...

So das Panorama des Bildbandes *Heimatkunde. Ein westfälisches Sittenbild* (2002) mit Illustrationen von Peter Menne. Dass die beschriebene Szene – Bauer im Schweinestall eingeschlossen und der Verzweiflung nahe – nicht so weit von der Realität entfernt ist, beweisen einige in das Buch eingestreute Zeitungsmeldungen, die zeigen, wohin es führen kann, wenn es dumm läuft. Unter »Tragische Todesfälle« vermerkte beispielsweise eine westfälische Zeitung: »Westerwiehe. Zwei Landarbeiter wurden beim »Elektrofischen« getötet. Sie wollten die Fische erbeuten, indem sie ein Stromkabel in den Teich hielten. Einer der beiden urinierte gerade in den Teich, als der Stromstoß einsetzte. Der andere ließ das Kabel fallen und wollte seinem Freund helfen; auch er starb an den Folgen des Stromstoßes.«³⁶ Michael Klaus hat hier eine Dorfgeschichte verfasst, die das Genre um eine ganz eigene Note bereichert.

Michael Klaus' letzte Bücher sind überschattet von einer schweren Krankheit, die er literarisch zu bewältigen versuchte. Die Rede ist von seinen Romanen *Totenvogel, Liebeslied* (2006) und *Tage auf dem Balkon* (2009). *Totenvogel, Liebeslied* spielt in Gelsenkirchen, Amsterdam, in südlichen Urlaubsorten, in Berlin und zum Schluss nur noch in Krebs-Kliniken. Hauptfigur ist ein Schriftsteller, Anfang bis Mitte 50, der chronischen Ärger mit seinen Finanzen hat, nach jahrelanger unglücklicher Ehe seine Frau verlässt und eine Liaison mit der zwanzig Jahre jüngeren attraktiven Insa eingeht. Geht das gut? Der Leser weiß anfangs nicht, was er davon halten soll. Denn Insa ist cool, kokett und weiß, was sie will. Was findet sie an jenem schon etwas in die Jahre gekommenen grauen Wolf, dessen einziges Hab und Gut eine Kiste mit halbfertigen Manuskripten ist, die er beständig mit sich her-

³⁶ Klaus/Menne: *Heimatkunde*, S. 64.

umschleppt? Über die Liebe sagte sie einmal: »Sie hält so lange, solange sie hält.«

Ja, es geht gut. Die Beziehung funktioniert sogar immer besser. Man geht ziemlich launisch und schräg miteinander um und genießt das Leben in vollen Zügen. Wenn beide am holländischen Meer wilde Tage verleben, ist das bunt, schrill und im besten Sinne filmreif erzählt. Die Liebe beweist ihre ganze Stärke, als es hart auf hart kommt. Durch Zufall stellt sich heraus, dass der Erzähler an Krebs leidet. Er erfährt dies nicht beim Arzt, sondern – in typisch Michael-Klausscher Erzählmanier – auf einer privaten Orgie.

Das Buchcover zeigt eine Reihe Dominosteine. Der erste Stein ist leicht angekippt. Man weiß, was passiert. Eine Kettenreaktion ist unausweichlich. Sie wird sich immer schneller abspulen und alles zu Fall bringen. Die Krankheitsgeschichte folgt exakt diesem Muster. Eine Horror-diagnose reiht sich an die nächste.

Der Beziehung zwischen dem Erzähler und Insa kann das alles nichts anhaben. Im Gegenteil: Die Krankheit schweißt beide untrennbar zusammen – so sehr, dass die Frau ihren Mann sogar bittet, sie umzubringen.

Das Aberwitzige an Klaus' Roman ist: Er hat – trotz allem – Humor, sarkastischen zwar, aber das Erzählte ist wunderbar pointiert. Im Grotesken, im toten Winkel sozusagen, treiben bizarrer Witz und manchmal rabenschwarze Komik ihr Spiel. *Totenvogel*, *Liebeslied* ist deshalb kein Betroffenheitsbuch. Es ist vielmehr ein Roman über das pralle, unberechenbare und eben deshalb oft so grausame Leben. Vor allem aber ist es ein Roman über die Liebe, anrührend erzählt und doch ohne jede Sentimentalität. Was zuletzt bleibt, ist ein Existenzialismus, der dem Leser schlaflose Nächte bereitet.

In *Tage auf dem Balkon* ist die Krankheitsgeschichte weiter fortgeschritten. Wir nehmen tagebuchartig am »Verfall« des Ich-Erzählers teil. Dokumentation und

Erzählhandlung durchdringen einander existenziell. Nun ist die Lage nicht nur ernst, sondern hoffnungslos. Klaus wusste dies selbst. Er schrieb auf den Tod zu, in den Tod hinein. Er erzählte, was noch erzählt werden sollte und musste. Erinnerungen an Eltern, Kindheit, Schule, der Alltag des Kranken, die Stationen der Krankengeschichte selbst. Und er erzählt die Geschichte mit Insa weiter, die in *Totenvogel*, *Liebeslied* noch ein Rettungsanker war. In *Tage auf dem Balkon* ist auch das Episode. Die Beziehung ist zum Zweckbündnis geworden, die Liebe davongegangen, wie es heißt. Oder doch nicht? Insa kehrt in die gemeinsame Wohnung zurück, steht dem immer hilflicheren und hilflosen Partner bei, der sich mit hoch dosierter Melancholie und Sarkasmus nur noch notdürftig über Wasser hält. Das Aufschreiben seiner Notizen und Gedanken ist sein letzter Halt.

Es dominiert nackter, kalter Realismus. Was nicht heißt, dass der Kunstanspruch aufgegeben wurde. Im Gegenteil. Die Geschichte ist minutiös durchkomponiert, besteht aus Erzählkernen, die aufeinander Bezug nehmen; Handlungsebenen werden angedeutet, spielen ineinander, verzweigen sich und treffen sich wieder.

26. Juni 2012: Die gut einwöchige Nonstop-Lektüre der Werke von Michael Klaus bestärkt in der Ansicht: Klaus war ohne Zweifel einer der wichtigsten, eigenständigsten und vor allem aufregendsten Ruhrgebietsautoren der letzten Dekaden. Er steht damit in einer Reihe mit Ralf Rothmann, Ralf Thenior, Jürgen Lodemann und Nicolas Born. Eine solche Wertschätzung steht in krassem Missverhältnis zur Wirkungsgeschichte. Gerd Herholz berichtet: »Als ein engagierter NRZ-Redakteur dem *Kritischen Lexikon der Gegenwartsliteratur*, dem renommierten KLG, im Herbst 2008 antrug, einen Lexikonartikel zu Michael

Klaus endlich aufzunehmen, meinte man dort abwehrend: Klaus? Kennen wir nicht. Machen wir nicht.«³⁷

Herholz weiter: »Es wird Zeit, dass Michael Klaus endlich mehr Leser findet! Es wird Zeit, dass seine Texte von einem großen Literaturverlag aus den Nischen der verdienstvollen Kleinverlage [...] herausgeholt werden [...]«³⁸ In dieser Hinsicht wurde Klaus auch das Opfer des Prophet-im-eigenen-Landes-Syndroms. Das von ihm so geschätzte Ruhrgebiet wurde letztlich Teil seines literarischen Schicksals.

Es hat eine eigene Tragik, dass Michael Klaus in dem Moment, als sich der große Erfolg einzustellen schien, diesem, bedingt durch seine Krankheit, nicht mehr gerecht werden konnte. Die Rede ist von seinem Musical *Null Vier. Keiner kommt an Gott vorbei* (2004)³⁹, dem Fußballatorium *Die Tiefe des Raumes*⁴⁰ sowie dem Musical *Marilyn* (2007). Weitere Angebote, auch zu Filmdrehbüchern, lagen vor. Er starb nach langer, schwerer Krankheit am 1. Juni 2008.

³⁷ Herholz: *Carmina Buerana* (Anm. 18), S. 155.

³⁸ Ebd., S. 161.

³⁹ Bereits 1999 hatte das Gelsenkirchener *Musiktheater im Revier* sein Musical *Fellini, Fellini* aufgeführt. *Null Vier* wurde anlässlich des großen 100-jährigen Schalker Vereinsjubiläums aufgeführt.

⁴⁰ Es handelte sich dabei um eine Auftragsarbeit für die *RuhrTriennale 2005*, aufgeführt im Rahmen des Kulturprogramms der Fußball WM 2006.

Textnachweise

Lyrik Paul W. Tibbets, *Marionetten, Schöne Worte, Schauspieler, Im Seebad, Nachruf*, in: *Marionetten. Eine literarische Visitenkarte*. Gelsenkirchen: Edition Xylos 1977. Ohne Seitenangaben – *Zirkus morgens, Die 74jährige*, in: *Gedichte. Können Sie mich so akzeptieren?* Gelsenkirchen: Gelsendruck 1983. Ohne Seitenangaben – *Selbstportrait mit billigem Bier, Im Angebot*, in: *Logbuch. Lyrik und Prosa*. Gelsenkirchen 1984. Ohne Seitenangaben – *Für Sicherheit und Ordnung, Draußen der erste Schnee, Unsere Straße*. Privatdruck – **Prosa** *Es sitzt tiefer, Das Schlöfchen, Kleinanzeigen*, in: *Unheimlich offen. Geschichten vom neuen Lebensgefühl*. Reinbek: Rowohlt 1985. S. 14-17, 34-36, 37-40 – *Weltrekord, Gib dem Papa die Mamba!, Kleinanzeigen, Depressivie on Tour*, in: *Brüder zur Sonne zur Freizeit. Weitere Geschichten vom neuen Lebensgefühl*. ebd. 1985. S. 26, 47-53, 66f., 87-94 – *Auf ein langes Leben!, Nach dem Rhetorikkurs, Vor dem Fischrestaurant, Dear Nick!, Lehrer, Meine Großmütter, Claudia, Über meinen Schwiegervater, Bettgeflüster, Brilon-Wald, Über das Verleihen von Büchern, Der Weihnachtsmann*, in: *Auf ein langes Leben! Von Verwandten und Bekannten*. ebd. 1993. S. 9, 10f., 12, 16-20, 36f., 45, 72f., 76, 90, 91-93, 110f., 112 – *Nordkurve*. Erzählung. Würzburg: Arena 1982. S. 16-20 – *Und die Kerle lechzen. Begegnungen in Bars, Peep-Shows, Bordellen*. Essen: Klartext 1986. S. 8-10 – *Jetzt ist Feierabend!* Roman. Gelsenkirchen: Gelsendruck 1989. S. 5-9 – *Vom mönchischen Leben, Vater stirbt, Jetzt ist Josefja tot, Träumen*, in: *Schlaflose Nacht*. Bochum: Ed. Wort und Bild 1994. Ohne Seitenangaben – *Scherpe und Ziska. Geschichte einer Liebe*. Essen: Henselowsky-Boschmann 1996. S. 50-54, 91, 100-109 – *Der Sommer in Samuels Augen*. Frankfurt a. Main: Fischer 1997. S. 27-35[mit Roman Klaus] – *Theater, Klopstock!, Hin- und Hergerissen zwi-*

schen Gelsenkirchen und Hollywood, in: *Wie ich meine ersten drei Frauen verlor*. Geschichten. Bielefeld: Pendragon 1998. S. 7, 9-12, 51-53 – *Was geht hier bloß schief?*, *Der Autor bei der Arbeit*, *Nachts*, in: *Gelsenkirchen. Ein Tagebuch*. Gelsenkirchen: artfutura 1999. S. 18f., 24f., 84 – *Klaras Geschichte*. Roman. Würzburg: Arena 2000. S. 43-47 – *Heimatkunde. Ein westfälisches Sittenbild*. Rietberg: Rehling 2002. S. 5f. (mit Peter Menne) – *Taco*. Roman. Würzburg: Arena 2002. S. 69-71 – *5 und Edith*, *Little Red Rooster*, *Dem unbekanntem WDR-Techniker*, *Im Lexikon*, *Nscho-Tschi*, *sanfte Schwester Winnetous!*, *Eiche brutal*, in: *Little Red Rooster. Erzählungen*. Köln: Nyland 2004. S. 9f., 15-17, 29-33, 54, 60-62, 79-81 – *Rechtschreibreform*, *Zum Grimmschen Wörterbuch*, in: *...in die weite Welt hinein*. Oberhausen: Asso-Verlag 2006. S. 38f., 61-63 – *Totenvogel*, *Liebeslied*. Roman. ebd. 2006. S. 5-9 – *Tage auf dem Balkon*. Ardey-Verlag 2008. S. 5-8, 54-57.